

Schweizerautor und Schweizerverleger

Autor(en): **Rychner, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **26 (1923-1924)**

Heft 12

PDF erstellt am: **24.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748413>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SCHWEIZERAUTOR UND SCHWEIZERVERLEGER

Es schwebt eine Frage in der Luft und heischt nach Lösung. Warum erscheint ein großer Teil der schweizerischen literarischen Produktion deutscher Sprache nicht in Schweizerverlagen? So lautet sie, und wer ihr eine genaue Untersuchung gönnt, wird erkennen, dass sie doch nicht aus der Luft gegriffen ist. In die Diskussion gerissen wurde sie durch einen Artikel Eduard Korrodís in der *Neuen Zürcher Zeitung*.¹⁾ Die Frage wurde darin den schweizerischen Verlegern gestellt; unsere Zeitschrift hat durch eine Rundfrage an diese ihren Standpunkt zur Erfahrung bringen wollen, um einen sachlich möglichst reich fundierten Beitrag zu dieser «Schuldfrage» zu liefern. In dem Aufsatz Korrodís wird die Bilanz des letzten Jahres geprüft: den Löwenanteil von sogenannten schöngeistigen Büchern schweizerischer Autoren sicherten sich deutsche Verlage. Unsere Verleger aber «behaupten immer wieder, dass sie nicht durchdringen können in Deutschland und ihrer Wirkung die Landesgrenze gesetzt sei . . . Der Vorwurf, der dem schweizerischen Verlagswesen, soweit es literarisch orientiert ist, nicht erspart werden kann, ist der mangelnde Geist der Initiative, ist fehlende Ausdauer im Werbeeifer für die als gut erkannten Werke, ist der Verzicht auf Niveau und Einheit des Verlagstypus.» Nun folgen ein paar Beispiele, welche die vielfach etwas lange Leitung illustrieren, wo ein kurzer beherzter Griff am Platze war, um etwas Gutes zu erlangen. Auch die Propaganda, heißt es, werde vielfach zu kraftlos und lässig gehandhabt. Der Schluss lautet:

Das Buch des Schriftstellers ist auf die Schweiz *und* Deutschland angewiesen. Jetzt aber scheint sich der schweizerischen Verleger gegenüber dichterischen Werken eine Zurückhaltung bemächtigt zu haben, die der Resignation sehr ähnlich sieht. Vielleicht auch ist das Angebot nicht immer eine

¹⁾ 8. März Nr. 348.

starke Lockung, aber da das Gute einem nie angeworfen wird, muss es gesucht und mit großherzigem Sinn gefördert werden. Unsere schweizerischen Verleger sollten die Mahnung nicht über- oder übelhören, dass sie auch in Deutschland für das Schweizerbuch hartnäckiger wirken sollten.¹⁾

Man merkt hieraus, in welchem Pfeffer der Hase vermutet wird. Die Verleger mussten sich zur Antwort gedrängt fühlen; es war eine schöne Gelegenheit für sie, Idee und Ideal ihres Strebens zu entwickeln. Den kritischen Forderungen stellen sie die Schätze ihrer Erfahrung entgegen, nicht um jene zu entkräften, sondern um für Verständnis der Schwierigkeiten ihrer Verwirklichung zu werben. Die einen sagen: Korrodi hat unrecht, wir leben nun einmal in solchen Verhältnissen, und die lassen sich nicht ändern. Von diesen schweifen unsere Hoffnungen weiter; wo kein Wille, ist kein Weg. Der Leiter des Verlages Huber, Frauenfeld, glaubt sogar, das Aufrollen dieser Fragen sei dem Ansehen des schweizerischen Buchhandels schädlich. Das erscheint uns als übertriebene Sorge; eher, denke ich, galt es, Mittel und Wege ausfindig zu machen, welche das etwas ramponierte Ansehen unserer Verlage bessern könnten. Wo ist das Recht? Hans Huber, der rührige Leiter des Verlages Bircher, Bern, gibt ohne Umschweife zu, « dass das, was Korrodi an den Schweizer Verlegern zu tadeln hat, fast durchwegs zutrifft ». Viele stimmen darin überein, dass etwas geschehen muss, um unserem Verlagswesen die Funktion zu erringen, deren es als vollgültiger Repräsentant unseres Geisteslebens bedarf.

Die Schwierigkeiten, — gewiss, gewiss. Einer der umsichtigsten und vorzüglichsten Verleger, Eugen Rentsch, bemerkt nicht ohne satirischen Unterton, das schweizerische Schrifttum sei vom « delirium germanicum » besessen, und zwei krasse Exempel, wie Schweizer Schriftsteller ihm im letzten Moment einer Nichtigkeit wegen ausrissen und überliefen, bekräftigen das ohnehin kräftige Wort.

Die Kehrseite der Medaille: Karl Naef, Sekretär des Schweizerischen Schriftstellervereins, berichtet von dem Fall, dass ein Schweizer Verleger ein ihm angebotenes Manuskript ohne Ent-

¹⁾ Man vergleiche die nach unserer Rundfrage von E. Korrodi geschriebenen Aufsätze: *Der schweizerische Verlag als Träger schöngeistiger Literatur*. N.Z.Z. Nr. 393 und 410.

scheidung vier Monate lang liegen ließ; der Schriftsteller bot es darauf einem deutschen Verleger an, der eine Nacht zur Lektüre opferte, um anderntags telegraphisch die Annahme kundzugeben. Solch unentschlossenes Werweißen ist für manchen heimatlichen verlegerischen Fabius cunctator bezeichnend und für die Autoren befremdend. Da mangelt es entweder an der Initiative — Mitbürger, das politische Initiativrecht, diese verehrte demokratische Errungenschaft, soll nicht das einzige sein! — oder an der kritischen Sicherheit. Die Initiative! Für deren Mangel gibt Korrodi Beispiele, die sich leider noch vermehren ließen. Mir sind Fälle bekannt, wo junge Autoren, die erst mit wenig umfänglichen Debüts in Zeitungen oder Zeitschriften aus gänzlicher Unbekanntheit traten, von deutschen Verlagen sogleich Angebote « für ein Buch » erhielten, aus der Schweiz jedoch nie. Jakob Schaffner, eine Berühmtheit, bekräftigt es: « Nie habe ich ein ernsthaftes Angebot von einem Schweizer Verleger bekommen, das geschäftlich über den Vertrieb einer Novelle hinausgegangen wäre ». Man hält hier den Käfig offen und will hoffen, Amsel, Drossel, Fink und Star finden den Weg schon hinein. Wer ihn aber immer am leichtesten findet und beschreitet, das sind wenig erfreuliche Käuze. Und ist eine weise athenische Eule darunter, so ist sie vom Zufall hergeweht worden, nicht vom zielbewussten Willen des Verlegers angelockt. Mit den vertraglich an deutsche Verlage gebundenen Autoren ist kaum mehr viel zu wollen, da mag man lang das Alphorn blasen, sie werden nicht über den Rhein und über ihre festen Verträge zurückschwimmen; die Äußerungen Jakob Schaffners lassen wenigstens darauf schließen. Aber die Rekruten, wie sie Korrodi nennt! Man braucht ja keine Levée en masse vorzunehmen, aber die künftigen Aspiranten sollten von den hundert Argusaugen des Verlegers gleich erkannt werden. Vielleicht nicht allein aus einem Manuskript, aber von Angesicht zu Angesicht. Ihnen ist begreiflich zu machen, dass die Reisläuferei nicht mehr unbedingte Notwendigkeit ist. Hier kommt, nach der Initiative, der zweite Punkt: die kritische Sicherheit.

Ohne Wünschelrute, die sich sofort neigt, wo ein lebendiger Quell springt, bleibt der Verleger befangen in der Finsternis Beschattung. Hierin: in der Persönlichkeit liegt der Kern der

Verlegerfrage. Die Autoren kommen nicht bloß in ein Geschäft, sie kommen zu einem Menschen, von dem sie erwarten, dass er ihre Wege und Ziele kapiert. Das Ideal ist ein nicht bloß passiv prüfender Verleger, sondern ein aktiv mitschaffender, beratender; einer, der den Autor aufmuntert und ihn doch wieder mit Kritik nicht verschont; einer, der nicht nur auf Bücher wartet, sondern Bücher veranlasst, indem er aus den Schriftstellern lockt, was diese selber kaum in sich vermuteten. Robert Faesi berichtet, wie ihm schon mehrmals Anregungen, die er der Ausführung wert hielt, vonseiten deutscher Verleger kamen. « Die Mehrzahl unserer Verlagsunternehmungen entspringt persönlichen Beziehungen », schreibt A. Francke, und die Probe darauf stellt sein eigener Verlag, der persönlichste der Schweiz, mit hinreichender Deutlichkeit dar. Und wer die Dinge mit gestochenem Star betrachtet, wird die persönliche und folgerichtige Linie der Verlage Eugen Rentsch, Seldwyla, Schwabe zu erkennen vermögen. Auch ein gut geführter Verlag ist ein Kunstwerk; es zu irgendeiner Gestalt zu bringen, bedarf es eines bewussten Formwillens. Wo dieser herrscht, kommen keine lebensgefährdenden Entgleisungen vor. Die kritische Sicherheit erfährt ihre schwerste Probe im Umgang mit Menschen. Ein junger Schriftsteller — ich erzähle kein Märchen — kommt mit einem Manuskript halb wissenschaftlicher Art, seinem Erstling übrigens, zu einem deutschen Verleger in der Schweiz, den er kaum vom Hörensagen kennt. Dieser ihn erst recht nicht. Nach fünf Minuten Gespräch bittet der Verleger, das Buch, von dem er keine Zeile gelesen hatte, in seinen Verlag nehmen zu dürfen. . . . Den Autor soll der Schlag fast gerührt haben; auf seine berechtigte Frage, ob der Verleger eine Katze im Sack erwerben wolle, wurde ihm die Antwort zuteil: « ich kenne Sie doch nun seit fünf Minuten, glauben Sie, ich sehe nicht, mit wem ich es zu tun habe? » Und bis jetzt blieb dem Verleger die Reue über diesen Schritt erspart. Jakob Schaffner erzählt, wie ihm zweimal « nach einem kurzen Gespräch » von Verlegern seine *gesamten* Werke übernommen wurden; bei ihm ist das allerdings viel eher erklärlich. Also kein viermonatliches Herumrätseln! Seine Erfahrungen mit heimatlichen Verlagen aber waren so beschaffen, dass er mit dem bitteren Urteil nicht

zurückhält: « Wir sind nichts für die Schweizer Verleger, und die Schweizer Verleger sind nichts für uns. »

Soll das von Ewigkeit zu Ewigkeit so bleiben? Ist es so gleichgültig, wo das schweizerische Buch erscheint? Ein Autor der jüngeren Epiker-Generation, Meinrad Inglin, verfißt die schriftstellerische Freizügigkeit. Aus Deutschland kommt das Schweizerbuch sicherlich in die Schweiz, hört man vielfach, aus der Schweiz verbreitet es sich aber nicht im ganzen deutschen Sprachgebiet. « Wir setzen größere Hoffnungen in den deutschen Verleger », schreibt Robert Faesi; was sie vor unseren voraus haben, sei « die bessere Organisation, die systematischere und reichere Propaganda ». Stimmt. Die Organisation unserer Verlage mag ja gut sein, indessen sind es eben kleine Organismen. Großzügigkeit scheint einmal nicht unsere Sache zu sein, wenn wir das Bankwesen ausnehmen. Eher erschafft der geschäftliche Kantönligeist noch zwanzig kleine Verlage als einen großen, tragfähigen, der auch die Mittel zu der systematischeren und reicheren Propaganda hätte. Was bis anhin an Propaganda bei uns vom Großteil der Verlage geleistet wurde, wäre etwa für liliputanische Verhältnisse hinreichend; so wie es heute betrieben oder vielmehr nicht betrieben wird, ist es kaum mehr zeitgemäß. Auf Weihnachten und gutenfalls Ostern wird mit Händezittern ein Inserätlein gewagt, das sich zwischen Heiratsgesuchen und Ausverkaufsanzeigen drollig genug ausnimmt. In den literarischen Zeitungen und Zeitschriften Deutschlands und der Schweiz sucht man vergeblich nach regelmäßig erscheinenden, überzeugenden Prospekten unserer Verlage. Man müsste ja nicht auf die Geschmacklosigkeit jenes Propagandaonkels verfallen, der als Text zum photographischen Bild Jakob Schaffners auf einem Prospekt die einzig durch ihre Komik einprägsame Formel erfand: « Jakob Schaffner, der feinsinnige Schweizer Dichter. » Jedoch ebenso energisch, wie man es vom Autor an sich zieht, muss das Buch wieder abgestoßen, verbreitet werden. An vielen vollen Verlagskellern sind nicht die Autoren schuld, sondern die verlegerische Leisetreterei. Gewiss, es wäre menschenwürdiger, wenn der Verleger warten könnte, bis die guten Leser zum guten Buch pilgern; doch unsere Zeit mit ihrem Eiltempo erlaubt kein vornehmes Warten.

Menschen und Bücher altern schneller; das Buch muss sogleich seinen Leser finden.

Der sofortige glatte Absatz ist allerdings kein Kriterium eines Werkes: Zwanzig Jahre nach Erscheinen der *Leute von Seldwyla* waren die vierhundert Exemplare der ersten Auflage noch nicht verkauft; die Erstauflagen der letzten Romane von J. C. Heer betragen 50,000 Exemplare ... Habent sua fata libri. Der äußere Erfolg eines Buches wird zuweilen herbeigeführt, man weiß nicht wodurch. Auf jeden Fall, glaube ich, ist die These, die mehrfach vertreten wird, durch Taten zu widerlegen: Kleines Land, kleine Verlage; großes Land, große Verlage. Und die rasch hingeworfene Behauptung des Verlages Fischer, der Schweiz fehle eben eine verlegerische Tradition, ist nicht sehr ernst zu nehmen; denn Häuser wie Frobenius oder Orell Füssli sind einige Jahrhunderte älter als etwa S. Fischer. Dass eine Firma wie Orell Füssli im 18. Jahrhundert (im 16. ebenfalls) das ganze deutsche Sprachgebiet um höchste Werte des Geistes bereicherte, mag aus einigen Zeilen hervorgehen, welche ich einer Rezension Goethes entnehme. Er schrieb in den *Frankfurter gelehrten Anzeigen*, dass die Firma « durch ihre guten und vortrefflichen Verlagsartikel bisher der wahren Literatur in Deutschland mehr Dienste geleistet hat, als der halbe Buchhandel Deutschlands ». Etwas von diesem guten Ruf könnte wieder erworben werden, nicht durch den Propagandatamt, sondern durch die für wichtige geistige Strömungen repräsentative Mittlerrolle.

Die Spezialisierung des Verlages wird mehrfach erwogen und von manchen Verlegern für unsere Verhältnisse abgelehnt. Ein Schweizer Dichter schreibt mir dagegen über unser Verlagswesen: « Die Verlagsrahmen sind zu weit gespannt. Im gleichen Verlag kommen milch- und alpwirtschaftliche Broschüren, Reisehandbücher, Werke über Elektrizität, Forstwesen, Weltkanalisation, sowie lyrische Gedichte, Novellen und Wohnungsstatistiken heraus. Es fehlt so jede Stoßkraft nach außen. » Das mag einigermaßen berechtigt sein, doch wenn die schöngeistige Literatur in einem Verlag zu den anderen Erzeugnissen in einigermaßen ihrer Würde angemessener Proportion steht, muss an sie eine Stoßkraft gewandt werden, die sie aus den

Wohnungsstatistiken heraushebt und ihrem Publikum zubewegt. Die Gefahr der Zersplitterung ist groß genug, die Rücksichten auf Beschäftigung der Maschinen tun ein übriges, schließlich stellen sich noch druckgierige Autoren ein, welche die Herstellungskosten bezahlen — und wir haben den Verlag ohne Richtung und Linie, der es allen möglichst recht machen will und nach Jahren nicht merkt, wie tief er zwischen Stühle und Bänke geplumpst ist. —

Die Verlegerfrage ist ja zur Hälfte eine Autorenfrage. Unsere Autoren befinden sich bei deutschen Verlagen gar nicht so unwohl; einige Zeugnisse werden dafür sprechen. Der wissenschaftliche Schriftsteller hätte vielfach für die Schublade schreiben müssen, wäre er auf die heimischen Verlage angewiesen gewesen. Noch heute kann es schmerzlich berühren, so begreiflich dieser Fall ist, dass ein Standardwerk wie Fritz Fleiners *Bundesstaatsrecht* in der Sammlung eines muster-gültigen deutschen Verlages herauskam. Es gilt ja nicht, um jeden Preis von einem Moment zum andern eine Monroe-Doktrin auf unsere Verhältnisse zurechtzubiegen, etwa: die Schweizer Autoren nur den Schweizer Verlagen; — wenn nicht von verlegerischer Seite das geistige Bedürfnis empfunden wird, den produktiven Kräften unseres Landes zum Ausdruck zu verhelfen, sich mit ihnen zu verbünden und verbinden, ihnen und sich selber Geltung und Ansehen in der großen deutschen Provinz der Weltliteratur zu verschaffen, eine tiefe Schicksalsgemeinschaft mit ihnen einzugehen, so mag in Gottesnamen alles beim guten Alten bleiben. Was uns dann bleiben wird, ist die Dialektdichtung, und anderseits der Dilettantismus in jeder schwankenden Gestalt. Die Werke jedoch, nach denen wir unseren Kulturstand beurteilt wissen möchten, werden nach Leipzig abwandern; die nationale Bindung zwischen Autor und Verlag wird nie zustandekommen. Was aber sollte die Schriftsteller noch hindern, sich vertrauend einem schweizerischen Verlag einzufügen, der ihnen alle Sicherheiten und die gleichen Vorteile bietet wie ein deutscher? Wenn ihm der Vertrieb seiner Werke im ganzen deutschen Sprachgebiet zugesichert wird? Denen, welche mit vielen unserer Verleger die Möglichkeit der Verbreitung in Deutschland bezweifeln,

sei das Wort von E. Rentsch entgegengehalten: « Ich sage Ihnen, dass der Schweizer Verleger in Deutschland und Österreich die gleichen Absatzmöglichkeiten hat wie jeder deutsche Verlag. Zurzeit ist es so, dass ungefähr drei Viertel meines Gesamtabsatzes in Deutschland weggehen und nur etwa ein Viertel hier in der Schweiz. »¹⁾ Dieses eine feste Wort wiegt hundertfaches skeptisches Achselzucken auf. Es möge das Bewusstsein unserer Autoren stärken, dass sie in einem einheimischen Verlag nicht lebendig begraben sind.

Da Leipzig nun einmal das Herz des Buchhandels ist, das die Bücher durch alle deutschsprachigen Gaue pumpt, wurde die Idee eines schweizerischen Kollektiv-Verlages in Leipzig in die Diskussion gegeben. Die Anregung findet ihre Anhänger. Vielleicht wäre zur Verwirklichung notwendig, dass sich auch in der Schweiz einige Verlage nähern würden, um nach außen als geschlossenes Fähnlein von Aufrechten aufmarschieren zu können. Das könnte eventuell eine vorzügliche Symbiose von Geld und Geist ergeben. Hans Huber sieht unsere Zukunft auf diesem Gebiet in einer Art idealer Vertrustung. Warum nicht, wenn das gesamte europäische Wirtschaftsleben dahin drängt? Aber da wäre wieder die Gefahr, dass zu viele Köche mitrühren wollten, dass nicht *eine*, sondern gleich ein halbes Dutzend Persönlichkeiten mit herzfrischer Überzeugung ihren Stempel dem Unternehmen aufdrücken möchten. Dabei bleibt es doch wohl: das Schicksal eines Verlages entscheidet der geistige Wille eines, seines Leiters; wo dieser nicht dominiert, entsteht kein Verlag, sondern bestenfalls eine Suppenküche.

MAX RYCHNER

* * *

Im Folgenden geben wir die Antworten auf die Rundfrage wieder. Zur Hauptsache sind die Dokumente von schweizerischen Verlegern; einige deutsche Firmen, die Schweizer Autoren herausbringen, haben ebenfalls kurz Stellung genommen. Auch fehlen nicht einige Briefe von Autoren, die ihre Bücher in deutschen Verlagen erscheinen ließen.

¹⁾ In einem Brief an E. Korrodi, der diesen Passus zitiert, N.Z.Z. Nr. 410. Vgl. die Anmerkung oben.

Herr Dr. Korrodi hat kürzlich in der *Neuen Zürcher Zeitung* den Schweizer Verlag alarmiert. Er meinte, das schweizerische Schrifttum laufe Gefahr, versächstelt, verpreußt, verschwäbelt zu werden. Fette Tauben seien uns schon davon geflogen und sehr viele magere. Unsere Leistung in den letzten Jahren sei gleich Null gewesen, wir möchten aus unserem Nachkriegsschlaf endlich aufwachen, unsere Schläge weit aufreißen und die Tauben, die draußen lauerten, hereinlassen.

Herr Dr. Korrodi hätte seinen baslerischen Fastnachtstrommelwirbel nicht vor dem Hause der Verleger, sondern mit noch viel mehr Wucht vor dem unseres schweizerischen Schrifttums erschallen lassen sollen. Unsere Schläge sind offen. Dem, der hineinfliegen will, steht nichts im Wege. Er wird mit offenen Armen aufgenommen, sofern er nur ein gewisses Minimalgewicht aufweisen kann. Aber die Tauben — namentlich die fetten — fliegen über unsere Häuser hinweg, nicht gen Süden, aber nordwärts über den Rhein. Und wenn eine mal in geradem Fluge unserem Hause zusteuert, so macht sie gewiss im letzten Augenblick noch rechtsumkehrt, wenn sie in der Nähe sächsisches, bayerisches oder sonst ein fremdes Idiom wittert.

Da schickt mir mal ein Schweizer Schriftsteller das Manuskript einer Prosaarbeit. Er wünscht Bescheid innerhalb 24 Stunden, ein gutes Honorar und eine Mindestauflage von 5000. Alles wird ihm gewährt, einzig dass statt 5000 nur 3000 als Erstauflage zugebilligt werden. Er zieht infolgedessen das Angebot zurück und legt das Geschick seiner Arbeit einem deutschen Verleger vertrauensvoll in die Hände. Dieser druckt nur 2000 und verkauft im ersten Jahre 1200 Stück. Ich habe nicht gelesen, dass das Werk neu aufgelegt worden wäre.

Mancher flieht einen Bach
und fällt in den Rhein.

Ein anderer, sehr namhafter Schriftsteller, kam zu mir, um seine literarischen Kleinigkeiten anzubieten. Er nahm es sehr ungnädig auf, dass ich auch seinen großen Roman haben wollte, da — wie jedes Kind wisse — seine Romane doch in Sachsen herauskämen. Und dass ich nicht als Restehüsli dienen wollte, machte ihn noch böser. Er mochte wohl an den Spruch gedacht haben:

Ein Ei ist einem Armen so lieb
als einem Reichen ein Ochs.

Wieder ein anderer meinte es mit seinem literarischen Schweizertum bitter ernst. Er bot mir eine sehr gute Arbeit an. Ich griff zu. Er war übergücklich. Der Vertragsentwurf wurde meinerseits mit großem Enthusiasmus gemacht, mit nichts wurde gekargt. Der Autor sagte zu. Das Werk wurde von der Werkbeleihungskasse bedacht. Verlagsvorschuss war auch schon gegeben. Ich dachte an nichts Böses mehr, als eines abends der biedere Landsmann mir übergücklich schrieb, er hätte den Vertrag eben mit einem deutschen Verleger abgeschlossen, ein unerhörter Glücksfall für ihn, dass dieser bayerische Schnalzer noch vor Torschluss zu seinem Ohre gedrungen sei:

hat ich Glück und guten Wind,
fuhr auf einem Besenreis über den Rhein.

Ein anderes Kapitel. Da erschien vor zwei, drei Jahren die *Anthologia Helvetica* in einem bekannten sächsischen Verlag. Es wäre ein leichtes gewesen, das schöne Buch in der Schweiz unterzubringen, und es war klar, dass das Buch nur in Schweizerluft bei Schweizerkost zu richtigem Leben erwachen konnte. Aber das wundervolle Buch wurde in einer ausländischen Sammlung von Allerweltherrlichkeiten lebendig begraben. Der Autor ist zudem noch Verwalter eines öffentlichen schweizerischen Amtes. Die schweizerische Öffentlichkeit hätte also obendrein noch ein gewisses Anrecht an das Werk gehabt. Sie ist darum betrogen worden, und der Autor hat seine Zeit umsonst vertan.

Meine Vorwürfe richten sich indessen nicht gegen einzelne Personen. Was ich dem einen vorwerfe, das hätten zwanzig andere nicht anders gemacht. Was ich will, das ist, an einigen drastischen Beispielen zu zeigen, in welchem Maße das schweizerische Schrifttum in Verlagsdingen vom Delirium Germanicum besessen ist, derart, dass der Schweizer Verleger im Wettbewerb mit seinem deutschen Kollegen von vornherein ausschaltet. Solange der Schweizer Verlag vom schweizerischen Schrifttum nur als Säuglingsheim für auszubrutende Homere und als Restehüsli zur Verwertung der literarischen Hobel-

späne beansprucht wird, soll man uns nicht Mangel an literarischem Ehrgeiz vorwerfen. Und man soll sich nicht wundern, wenn der Schweizer Verleger sich andern Aufgaben zuwendet, Aufgaben, die geschäftlich verlockender und mitunter wohl auch interessanter sind.

Ist mal die Mentalität im schweizerischen Schrifttum in Verlagsdingen nicht mehr rheinwärts gerichtet, dann kann auch die Frage eines schweizerischen literarischen Verlags zur Überlegung reif werden. Ein leichtes, müheloses Beginnen wäre es unter keinen Umständen. Aber wer die deutschen Verlagsverhältnisse kennt, wer nicht vom Delirium Germanicum besessen ist, sich von dem äußeren Tamtam nicht blenden lässt, der weiss, dass die Schweizer Vokalstimme über eine nicht mindere Durchschlagskraft verfügt, als das bayerische, das schwäbische oder gar das sächsische oder berliner Idiom.

Dr. Eugen Rentsch, Erlenbach-Zürich

*

Ich hätte mich in der heiklen Angelegenheit: hie schweizer. hie deutscher Verlagsbuchhandel lieber nicht an der Diskussion beteiligt, weil ich nicht glaube, dass etwas Ersprießliches dabei herauskommen kann. Da Sie es aber wünschen, will ich mit einer kurzen Darlegung meiner Ansicht nicht zurückhalten.

Die Gründe des scheinbaren Versagens der schweizerischen Verleger liegen tiefer, als Herr Dr. Korrodi annimmt. Ich möchte die Behauptung aufstellen: die Größe eines Verlegers entspricht der Größe seines Landes. Der deutsche Verleger wendet sich an 60 Millionen Landsleute, der schweizerische an nicht ganz 4 Millionen, von denen etwa 2,600,000 deutsch, nicht ganz 800,000 französisch sprechen. Diesen Zahlen entsprechend ist die Ausdehnungsfähigkeit eines Verlagsgeschäftes gegeben. Es ist ein großer Irrtum, wenn man glaubt, dass dem schweiz. Verleger das ganze deutsche Sprachgebiet offen steht. Wir sind mit unserer Produktion in erster Linie auf unser Land angewiesen. Hier bringt man unsern Autoren Sympathie und rasseverwandtes Verständnis entgegen. Jenseits des Rheines aber begegnen wir zweifacher Zurückhaltung: die Presse sowohl

wie der Sortimentsbuchhandel verhalten sich unsern Neuigkeiten gegenüber kühl bis ans Herz hinan. Gründe verschiedener Art spielen da mit. Man wird finden, es gebe mehr als genug einheimische, deutsche Schriftsteller, für die einzutreten Pflicht sei; warum ihnen durch Ausländer Konkurrenz machen! Auch politische Sympathien und Antipathien spielen eine Rolle. Hie und da auch Kliqueswesen. Der größte Teil der Presse versagt daher. Ähnlich ist das Verhalten des Sortimentsbuchhandels. Warum uns für einen unbekanntem Schweizer Autor einsetzen, von dem man in den Zeitungen nichts gehört hat! Es ist doch viel bequemer und weniger riskiert, sich für deutsche Autoren aus bekannten, deutschen Verlagen zu verwenden!

Herrn Korrodi sind offenbar diese Verhältnisse nicht unbekannt. Drum meint er, wir sollten uns mit deutschen Verlagshäusern verbinden, « keineswegs um in ihnen unter-, sondern in ihnen aufzugehen ». Wie Herr K. sich diesen Vorgang denkt, ist mir nicht klar, aber so viel scheint mir sicher, dass damit eine erhebliche Aufgabe unserer Selbständigkeit verbunden wäre. Dafür ist der schweizerische Verleger schwerlich zu haben. Erstlich wird niemand sein Recht, nach eigenem Ermessen, Gewissen und Vermögen zu schalten und zu walten, aufgeben wollen, und zweitens ist die reichsdeutsche und die schweizerische Denkart in vielen Beziehungen so verschieden und die persönliche, gefühlsmäßige Einstellung zu einem schweizerischen Buch seitens eines deutschen und eines schweizerischen Verlegers naturgemäß eine so weit auseinandergelagerte, dass mir ein jahrelanges, harmonisches Zusammenarbeiten unmöglich erscheint. Auch gebe ich zu bedenken, dass eine auf deutschen Verlag und deutsche Leser orientierte Literatur unwillkürlich etwas von ihrem schweizerischen Charakter einbüßen würde, was im Interesse unseres Landes zu bedauern wäre.

Es ist ganz richtig: Großzügigkeit geht vielen schweizerischen Verlegern ab. Das kommt von der oben erwähnten Kleinheit unseres Landes und von der dieser entsprechenden Entwicklung unseres Berufes. Fast alle schweizerischen Verleger sind aus dem Sortimentsbuchhandel hervorgegangen und sind auch heute noch zum größten Teil als Sortimentler bedeutender, wie

als Verleger. Das von Herrn K. mit Recht rühmend hervor-
gehobene Art. Institut Orell Füssli bildet eine der wenigen Aus-
nahmen. Man darf sogar wohl sagen, dass vielleicht nur der Besitz
eines blühenden Sortimentsgeschäftes dem Buchhändler gestattet,
sich den Luxus einer Verlagstätigkeit zu erlauben. Verleger zu
sein, ist eine teure Passion, wenigstens in der Schweiz. Es be-
darf einer starken Liebe zur Literatur, großer Begeisterungs-
fähigkeit und eines unverwüstlichen Optimismus, um sich trotz
vieler finanzieller Schlappen nicht abschrecken zu lassen, immer
wieder Neues zu unternehmen. Hier ist der springende Punkt,
hier liegt der Grund, warum es wohl der Mehrzahl schweize-
rischer Verleger an umfassender Initiative fehlt. Alle in Be-
tracht kommenden Autoren zu bereisen und sie zu fragen, ob
sie uns nicht etwas in Verlag geben wollen, das widerspricht
unserm Wesen. Die große Mehrzahl unserer Verlagsunter-
nehmungen entspringt persönlichen Beziehungen. Wohl jeder
Autor auf schöngeistigem Gebiet darf sicher sein, dass ein
Manuskript, das er uns anvertraut, gewissenhaft gelesen (sogar
auch dann, wenn man keinen Lektor hat!) und auf seine Ab-
satzmöglichkeit hin geprüft wird. Aber dass wir den Tiefstand
der Mark nicht benutzt haben, um schweizerische Autoren deut-
schen Verlegern abwendig zu machen, das wird man verstehen.
Wenn die Betreffenden gekommen sind, um alte Verbindungen
wieder anzuknüpfen, hat man sie gewiss mit offenen Armen
aufgenommen. Aber selbst die Initiative zu ergreifen, das wäre
einem etwas schwer gefallen. Haben doch fast alle schweize-
rischen Autoren ihre Erstlingswerke bei schweizerischen Ver-
legern erscheinen lassen. Dadurch bekannt und sogar berühmt
geworden, erhielten sie glänzende Anerbietungen aus Deutsch-
land — damals war die Mark Fr. 1.25 wert! — und der Exodus
begann.

Einen schweizerischen Kollektiv-Verlag in Leipzig, wie
Herr K. ihn vorschlägt, halte ich nicht für lebensfähig. Darüber
mögen sich Kollegen aussprechen, die auf diesem Gebiete eigene
Erfahrungen gemacht haben. Mit Reisenden, die verschiedene
von uns vor dem Kriege nach Deutschland geschickt haben,
waren die Erfolge nicht ermutigend.

Ich beschränke mich auf Grund dieser Erfahrungen, wie

Herr K. es auch als berechtigt anerkennt, auf die Pflege bernischer und schweizerischer Heimatkunst. Der deutschen Schweiz und den Schweizern im Auslande aus schweizerischer Eigenart hervorgegangene Geistesnahrung zu bieten, ist auch eine schöne Aufgabe. Daneben bleibt uns auch noch die ich möchte sagen Bürgerpflicht, volkstümlichen und wissenschaftlichen Unternehmungen zum Leben zu verhelfen, für die ein deutscher Verleger kein Interesse und kein Geld hat, für die einzutreten wir aber als eine Gewissenspflicht empfinden. Dadurch werden unsere finanziellen Mittel recht fühlbar beschränkt, zu unserm Nachteil gegenüber der deutschen Konkurrenz.

Gerne wird man nun vernehmen, was ost- und nordschweizerische Kollegen, die deutschen Boden intensiver bebauen, zu den von Herrn Dr. K. angeregten Fragen sagen. Es wäre erfreulich, wenn mein eingangs geäußelter Pessimismus sich als unberechtigt erwiese.

Bern

Dr. A. Francke

*

Es finden sich in Deutschland nicht nur zahlreichere, sondern auch größere, vor allem aber spezialisierte Verlagshäuser, die sich einer bestimmten Richtung so ausschließlich zuwenden, dass schon der Name des Verlags das Buch gewissermaßen qualifiziert, und zwar meistens in empfehlendem Sinne. Dass schweizerische Verleger sich selten zu solcher Spezialisierung entschließen, hat seine triftigen Gründe. Wenn aber Belletristik neben Schulbüchern, Reiseführer neben Jurisprudenz usw. erscheinen, so empfindet dies der Autor leicht, aber nicht immer mit Recht, als Hemmnis für den Vertrieb; er hat das Gefühl, sein Roman passe nicht in den gleichen Verlag hinein, der ein Buch über die Darmkrankheiten des Pferdes anpreist, und findet größeres Gefallen daran, seine Werke im gleichen (deutschen) Verlag zu wissen, wie diejenigen eines vielgelesenen, anerkannten Dichters.

In vielen Fällen steht also der Autor dem schweizerischen Verlag a priori skeptisch gegenüber, er hat kein Vertrauen und unterbreitet ihm sein Manuskript oft überhaupt nicht, sondern

wendet sich, einer Tradition folgend, gleich an einen deutschen Verleger.

Auch wenn alle diese Bedenken mehr oder weniger berechtigt sind, und selbst wenn es zutrifft, dass der schweizerische Verleger zeitweise wenig unternehmungslustig, ja ängstlich gewesen ist, so liegt doch der Fehler nicht allein auf seiner Seite. Die Verhältnisse, wie sie heute sind, haben sich aber nicht erst in den letzten Jahren, sondern in vielen Jahrzehnten entwickelt. Es würde offenbar zu weit führen, hier die « Schuldfrage » näher zu untersuchen; sie ist zweifellos vielfach verknüpft mit der intimen Geschichte unserer einzelnen Verlegerfirmen.

Auf der Suche nach Mitteln und Wegen für Abhilfe darf namentlich nicht vergessen werden, dass die geistigen Bande zwischen den Ländern deutscher Zunge glücklicherweise stark genug sind, um eine scharfe Abgrenzung nicht zuzulassen. Es ist daher gar nicht zu erwarten, dass kein Schweizer mehr ein Buch in Deutschland herausgebe, wie es andererseits einem schweizerischen Verlag nicht zu verargen ist, wenn er auch einmal einen deutschen oder österreichischen Autor übernimmt. Erst wenn solche Ausnahmen die Regel bilden, besteht ein ungesundes Verhältnis. Wir befürworten eine gewisse Freizügigkeit (wie sie gerade der letzten Blütezeit des schweizerischen Verlages, im 18. Jahrhundert, nicht nachteilig gewesen ist), ohne damit die gegenwärtige Situation beschönigen zu wollen. — Während des Krieges wurden in Deutschland möglichst wenig Bücher ausländischer Herkunft gekauft. Ein Buchexport von einiger Bedeutung aus der Schweiz nach Deutschland war also nicht denkbar. Der Schriftsteller aber schaut aus verständlichen Gründen auf möglichst weite Verbreitung seiner Werke, also schien ihm der deutsche Verlag, sofern keine andere Bedenken mitsprachen, das Gegebene . . . Mit dem Sinken der deutschen Valuta wurde eine Buchausfuhr aus der Schweiz nach Deutschland ganz und gar unmöglich. Dagegen wurde die Schweiz mit unverhältnismäßig billigen deutschen Büchern überschwemmt, was das Gedeihen des schweizerischen Verlages empfindlich hemmte und sich noch auf langehin bemerkbar machen wird. Aus diesen Gründen und

in Anbetracht der unsichern politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse befließigte sich der schweizerische Verlag längere Zeit einer großen und gut verständlichen Zurückhaltung. — Wir möchten die Frage, ob die Möglichkeit und der Wille besteht, die schweizerischen Autoren für den schweizerischen Verlag zurückzugewinnen, unbedingt bejahen und halten heute den Moment dafür für gekommen. Es freut uns, an dieser Stelle die Erklärung abgeben zu können, dass wir diesen Willen haben und vor Opfern nicht zurückschrecken werden. Der schweizerische Verlag dem schweizerischen Schriftsteller! Aber bitte nicht zu vergessen: Die schweizerischen Schriftsteller dem schweizerischen Verlag! Unsere einheimischen Autoren müssen uns nämlich helfen. Sie müssen wieder Vertrauen in uns haben und zuerst die einheimischen Verleger begrüßen, bevor sie ihre Werke ins Ausland geben. Gewiss, der Verleger soll Spürsinn haben und gute Autoren von sich aus zu gewinnen suchen. Aber der Wille zusammenzukommen, soll sich auf beiden Seiten betätigen. Alsdann wird sich das Weitere von selbst finden. —

Um das deutsche Buch des Schweizerverlags im ganzen deutschen Sprachgebiet bekannt zu machen, bedarf es einer umfassenden Propaganda und guten Organisation. Wer die damit verbundenen Kosten nicht scheut, wird auf keine unüberwindbaren Schwierigkeiten stoßen. Vorausgesetzt, dass in den deutschen Valutaverhältnissen keine neue Misère eintritt, dürfte ein Verkauf guter Schweizerbücher (man soll auch auf gute Ausstattung Gewicht legen) nach Deutschland durchaus möglich sein. Kürzlich in Deutschland gemachte Sondierungen haben uns dies bestätigt, ohne uns zu einem übertriebenen Optimismus zu verleiten.

Es kann sich aber nicht darum handeln, in Deutschland « Für das Schweizerbuch » Propaganda zu machen. Die Qualität des Buches, nicht sein Heimatschein, soll bei dieser Propaganda die Hauptsache sein. Und gerade der Gedanke eines schweizerischen Kollektiv-Verlages in Leipzig birgt gewisse Gefahren in sich. Besser scheint uns, jeder schweizerische Verleger sollte das Seine tun. Aber es wirklich tun! Das « wie » kann er dem deutschen Verleger abschauen!

Anders verhält es sich natürlich in der Schweiz. Hier ist es durchaus angezeigt, mit Wucht für das « Schweizerbuch » einzutreten. Es liegt aber nicht zuletzt in den Händen unserer Autoren, in der Presse und anderswo für das Schweizerbuch in vermehrtem Maße Propaganda zu machen. Der schweizerische Verleger will keine Reichtümer sammeln (oder kennen Sie einen?), aber er muss immerhin bestehen können. Der Verleger ist kein Zwischenhändler, der vom Produzenten etwas kauft, um es mit möglichst viel Gewinn weiterzuverkaufen. Eben weil es sich beim Buch wesentlich anders verhält, darf das Interesse des Verfassers nicht aufhören, wenn er das Manuskript abgeliefert hat. Ein verständnisvolles Zusammenarbeiten ist hier unerlässlich. Nur mit Mithilfe der schweizerischen Schriftsteller, vor allem auch der jungen, lassen sich die vielen schönen Aufgaben erfüllen, die wir vor uns sehen.

Verlag Orell Füssli

*

Der Schweizer Buchhandel steht erst im Anfang seiner Entwicklung. Hervorgegangen aus dem deutschen Buchhandel und zu Beginn vollkommen abhängig von ihm (in der Hauptsache von Deutschen gegründet und heute noch mehr deutsche als schweizer Angestellte beschäftigend) nimmt er diesem in alter Tradition mächtig erstarkten Gebilde gegenüber noch eine sehr bescheidene Stellung ein. Aus diesem Grunde, d. h. weil manche Schwierigkeiten zu überwinden und die Aussichten nicht verlockend sind, scheinen sich dem Schweizer Buchhandel in der Tat wenig initiative Persönlichkeiten widmen zu wollen, von denen letzten Endes doch alles abhängt. Solche ziehen vor, sich einem Tätigkeitsfeld zuzuwenden, für das die Schweiz günstigere Entwicklungsmöglichkeiten aufweist.

Zu Ihren einzelnen Fragen:

1. Leipzig bzw. Mitteldeutschland ist das geistige Zentrum des gesamten deutschen Sprachgebietes. Die Schweiz ist Grenzgebiet und folgerichtig tendiert der Schweizer Autor nach dem geistigen Zentrum, wo bessere Expansionsmöglichkeiten vorhanden sind.

2. Weder die Kriegs- noch die Nachkriegszeit mit der schlechten deutschen Valuta hat an der frühern Lage des deutschen Geisteslebens wesentliche Änderungen hervorgerufen.
3. Der Schweizer Verlag hat den Wunsch, die Schweizer Autoren zurückzugewinnen; diesem Wunsch steht aber vielfach das Interesse des Schweizer Autors entgegen, der nicht durch enge nationale Rücksichten gebunden sein will.
4. Eigentliche Hindernisse, ein deutsch-schweizerisches Buch im ganzen deutschen Sprachgebiet zu lancieren, stellen sich dem Schweizer Verleger nicht in den Weg; indes bietet die heutige Verkehrslage den deutschen Verlegern immer noch gewisse Vorteile gegenüber den Schweizer Verlegern.

Basel

Benno Schwabe & Co.

*

Herr Dr. Korrodi hat uns schweizerischen Verlegern mit seinem Artikel über das Schweizerische Verlagswesen ein wenig schmeichelhaftes Zeugnis ausgestellt, und er darf sich nicht wundern, wenn er inzwischen etwa ein bittertönendes Echo vernommen haben sollte. Das Bitterste aber ist, dass Herr Dr. Korrodi das Recht zum guten Teil auf seiner Seite hat, dass das, was er an uns Schweizer Verlegern zu tadeln hat, fast durchwegs zutrifft. Uns jungen Verlegern mangelt es zumeist weniger an Wagemut und Initiative, als an reifer, reicher Erfahrung und mithin an den zur Entfaltung großzügiger Pläne und Aktionen nötigen Mitteln und Krediten. Bei älteren Verlegern finden wir jene Zurückhaltung, dem dem aus relativ kleinen Verhältnissen hervorgegangenen Geschäftsmann gerne eigen ist und den zu groß angelegten Projekten unbedingt erforderlichen Schwung nicht aufkommen lässt. Eine Zentralisation der Kräfte oder Zusammenlegung der Interessen würde sehr zu begrüßen sein, wenn dazu eine Form gefunden werden könnte, die das Verlagswesen vor den Einflüssen und Gefahren einer einseitigen Einstellung zu den Erscheinungen und Impulsen des geistigen Lebens zu bewahren vermöchte. Auch die

vorhandenen technischen und kommerziellen Schwierigkeiten dürfen, insbesondere in Anbetracht der vielfachen Gebundenheit des Verlegers an die Buchdruckereien und graphischen Anstalten, nicht übersehen oder unterschätzt werden. Freilich würden diese Hindernisse schließlich zu überwinden sein. Bedeutender erscheinen uns die Hemmungen persönlicher Natur. Die Mentalität mancher alter Verleger dürfte dem Gedanken einer auf breiter Grundlage basierenden Kooperation in geradezu intransigentem Weise entgegenstehen. Letzten Endes aber wird doch das uns allen Gemeinsame unter dem unerbittlichen Zwang der Entwicklung über das Trennende hinwegschreiten, dominieren, und auch die heute noch Zurückhaltenden dem Prinzip einer fortschrittlichen Arbeitsgemeinschaft näher bringen. —

Die Quintessenz des äußeren Erfolges liegt vorwiegend in den wirtschaftlichen Energien des Verlegers. Auch auf dem Büchermarkt, dem nationalen wie internationalen, finden Signatur und Form des modernen Wirtschaftskampfes immer deutlichere Ausprägung. Auch da vollzieht sich die Entwicklung nach den Tendenzen und Gesetzen einer zunehmenden Konzentration.

Mir scheint, dass die schweizerischen Verleger sich unter sich, vielleicht, wenn es nicht anders geht, vorerst nur gruppenweise, fester zusammenschließen sollten. Gleichzeitig müsste aber auch mit dem Schweizerischen Schriftstellerverein und dem Bund geistig Schaffender gemeinsam untersucht werden, ob und unter welchen Voraussetzungen die schweizerischen Autoren für die schweizerischen Verlage zurückzugewinnen wären. Die Lösung dieser Frage wird nicht zuletzt von der finanziellen Leistungsfähigkeit der schweizerischen Verleger abhängen. —

Erst mit der Einführung der Gold- und Rentenmark in Deutschland und mit der damit erzielten Stabilisierung der deutschen Währung wich die Valutakonkurrenz, wenigstens in ihren schärfsten Wirkungen und schlimmsten Auswüchsen, allmählich zurück. Es ergäbe sich indessen ein höchst unvollständiges Bild, wollte man bei der Feststellung der zeitlich abgegrenzten nachteiligen Erscheinungen der deutschen Valuta-

konkurrenz auf dem schweizerischen Büchermarkt stehen bleiben und nicht auch einer Folge gedenken, deren kulturelle, und letzten Endes für den zukünftigen schweizerischen Büchermarkt auch wirtschaftlich begründete Wertung keineswegs gering angeschlagen werden darf. Durch die oft masslosen Preisunterbietungen wurden Interesse und Verständnis für die vollwertigen Erzeugnisse der Literatur und aller schöpferischen Erscheinungen des geistigen und künstlerischen Lebens überhaupt in der Schweiz stark spürbar geweckt und gefördert. Der Geschmack wurde kultiviert. Differenzierungsvermögen und Urteilsfähigkeit wurden in hervorragender Weise geschärft. Das gute Buch fand gerade seines oft fabelhaft billigen Preises wegen in Kreisen Eingang, die vorher kein, oder nur ein äusserst geringes und in seiner Richtung geradezu unterwertiges Lesebedürfnis äusserten. Ja, mir scheint es, dass die Verluste der schweizerischen Verleger und Buchhändler durch diese Bereicherung und diesen Fortschritt der allgemeinen Volksbildung aufgewogen werden. Mehr denn je dürfte deshalb heute den schweizerischen Verlegern Gelegenheit geboten sein, sich mit den schweizerischen Autoren über die Grundsätze einer Arbeits- und Interessengemeinschaft zu einigen. Eine Verständigung über die Normen der Honorierung kann kaum auf ernsthafte Widerstände stossen. In bezug auf die Auflagezahl haben Autor und Verleger gleichlaufende Interessen; der Autor wünscht seinem Buche eine möglichst weite Verbreitung, und der Verleger findet Ausnützung seiner Chancen und Gewinne nur, wenn es ihm gelingt, seine Verlagswerke in großer Auflagezahl abzusetzen. —

Der Wille, die schweizerischen Autoren für die schweizerischen Verlage zurückzugewinnen, ist zweifellos vorhanden. Wenn die Möglichkeit dazu besteht; und dass sie — mit Ausnahme jener Autoren, die seit vielen Jahren durch günstige Verträge moralisch und materiell an ihre deutschen Verlage gebunden sind — besteht, glaube ich, vorausgesetzt, dass die obwaltenden Verhältnisse allseits gewürdigt werden, ebenfalls bejahen zu müssen. Zur Realisierung dieser Bestrebung bedarf es jedoch einer planmässigen Zusammenfassung aller schriftstellerischen und verlegerischen Kräfte. Als erster Auftakt

müsste eine zentrale Studienkommission organisiert werden, die das Geschäft vorzubereiten haben würde. In dieser Kommission sollten vertreten sein der Schweizerische Schriftstellerverein, der Bund geistig Schaffender der Schweiz, der Schweizerische Pressverein, der Schweizerische Verlegerverein und der Schweizerische Buchhändlerverein. Zur fachgemäßen Behandlung der Detailfragen müssten unter Zuzug von Sachverständigen Subkommissionen gebildet werden. Alsdann würden zur Beratung auch Vertreter des Schweizerischen Buchdruckervereins, der literarischen Gesellschaften, Bibliotheken und Lesevereine, sowie der akademischen Lehrerschaft, der Universitäten und Hochschulvereine beizuziehen sein. Ob und wie weit auch Vertreter behördlicher Institutionen zur Mitwirkung herangezogen werden könnten oder müssten, ergäbe sich aus der Tätigkeit der einmal eingesetzten Studienkommission von selbst. Dieses Vorgehen würde die weitere Entwicklung des Schweizerischen Verlagswesens rechtzeitig in bestimmte Bahnen lenken und viel fruchtbare Kräfte, die andernfalls zum Schaden der Verleger und der Autoren, sowie zum Nachteil der Volkswirtschaft und der Allgemeinheit untergehen könnten, sammeln und zur weitem nutzbringenden Verwertung bereithalten. Ohne planmäßige Zusammenfassung aller Energien werden die Bestrebungen, das deutschschweizerische Buch, wie es der Autor wünscht, im ganzen deutschen Sprachgebiet zu verbreiten, sich nur schwer durchsetzen lassen. Nur einer zielbewussten Anspannung sämtlicher Kräfte wird es gelingen, die der Lancierung des deutschschweizerischen Buches entgegenstehenden Hindernisse und Hemmungen allerwärts zu überwinden. Was der einzelne schweizerische Verleger auf diesem Wege nicht vermag, das wird der gemeinsamen Anstrengung aller gelingen. Der Erfolg des guten Schweizerbuches in Deutschland und Deutsch-Österreich kann bei einer strengen Geschlossenheit der schweizerischen Verleger gar nicht ausbleiben. Vereinzelt sind wir stets der Gefahr der Zersplitterung unserer Kräfte ausgesetzt, vereinigt würden wir doch eine Macht repräsentieren, die instande wäre, ihren Willen erfolgreich und unter möglichster Vermeidung nutzlosen Energieverbrauches durchzusetzen. Man würde mit uns rechnen müssen, wir

würden uns Gehör und mehr Ansehen zu verschaffen wissen, und vor allem würden wir stark genug sein, einen Werbeapparat für die Ankündigung und den Absatz unserer Erzeugnisse zu unterhalten, der denjenigen deutscher Verlegerkartelle an Durchschlagskraft nicht nachstünde. Dass nicht etwa bloß die Propaganda, sondern selbstverständlich auch die gesamte Herstellung und Auslieferung nach modernen, einheitlichen Methoden geordnet und durchgeführt werden müsste, ist so klar, dass es darüber keiner weitem Worte bedarf. Was ist bis jetzt in dieser Richtung unternommen worden? Nichts! Jeder fürchtete als Initiant die Tragfähigkeit seines Unternehmens in ein ungünstiges Licht zu setzen. Kleine Geister neigten schon immer dazu, hinter großen Ideen und Plänen irgend eine Schwäche, oder gar die Absicht raffinierter Übervorteilung zu suchen. Die Initiative zur Zentralisation oder Zusammenfassung der Kräfte müsste, um nicht zum voraus eine Atmosphäre des Misstrauens entstehen zu lassen, von dritter Seite ergriffen werden.

Die Entstehung wirtschaftlicher Konzerne ist heute unverkennbar die Folge eines Entwicklungsgesetzes, dessen Zwang auch die schweizerischen Verleger auf die Dauer nicht mehr werden ausweichen können. Wollen sie sich der Gefahr, in den großen zukünftigen Wirtschaftskämpfen, die heute schon am politischen Horizont ihre Umrise erkennen lassen, allmählich aufgerieben, oder in die Enge eines bedeutungslosen Schattendaseins gedrängt zu werden, rechtzeitig entziehen, so darf die Bereitschaft, sich auch wirtschaftlich im Geiste der neuen Zeit zu orientieren, nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Bei aller Gemeinschaft, die uns Schweizer mit dem jenseits unserer geographischen Landesgrenzen liegenden deutschen Sprachgebiete verbindet, bei allen kulturellen, ethnologischen, wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Berührungspunkten, die wir mit unsern deutschsprachigen Nachbarstämmen gemeinsam haben, dürfen wir doch nie darauf verzichten, unsere Eigenart zu bewahren und unsere nationale Unabhängigkeit und Integrität zu behaupten.

*Buchhandlung & Verlag Ernst Bircher, Bern
Hans Huber*

*

1. In den letzten Jahren ist in dieser Hinsicht unbedingt schon eine Besserung eingetreten, indem doch eine ganze Reihe schweizerischer Autoren, wenigstens teilweise, ihre Werke bei schweizerischen Verlegern erscheinen lässt. Ich möchte nur einige Autoren unseres Verlages erwähnen, wie Konrad Bänninger, Rob. Faesi, Konr. Falke, Heinr. Federer, Adolf Frey, Hans Ganz, Max Geilinger, Esther Odermatt, Max Pulver, Johanna Siebel, Karl Stamm, S. D. Steinberg, Charlot Strasser, Rob. Walser, Maria Waser und Lisa Wenger. Ferner populärwissenschaftliche Autoren wie Prof. W. Brunner, Hanns Günther, Adolf Koelsch, Rob. Stäger und manch andere. Weiter hat unser Verlag die Reproduktionsrechte der Gemälde von Ferd. Hodler, Amiet und Giacometti erworben. Wenn dem Verlag noch größere Kapitalien zur Verfügung gestanden hätten, so wären sicherlich noch andere Autoren auf dieser Liste. Verschiedene erfolgreiche Autoren hingegen, die schon vor dem Kriege in Deutschland verlegten und innige, langjährige Beziehungen zu den deutschen Verlegern hatten, können wahrscheinlich schwerlich vom schweizerischen Verleger zurückgewonnen werden. Selbst in jenen Fällen, in welchen der schweizerische Autor seine Honorare in Papiermark ausgezahlt erhielt, wobei das Honorar oft nur wenig Schweizerfranken ausmachte, fühlte er sich dem deutschen Verleger gegenüber verpflichtet, oft allerdings, weil er der irrtümlichen Ansicht war, der deutsche Verlag befinde sich in großer Not. Wenn ihm das neueste statistische Material zur Verfügung gestanden hätte, wäre er vielleicht anderer Ansicht gewesen. Aus diesem geht z. B. hervor, dass die Deutsche Verlagsanstalt im Jahre 1913 113 Bücher publizierte, im Jahre 1922 230. Staackmann in Leipzig 1913 35 Bücher, im Jahre 1922 137. Auch der wissenschaftliche Verlag hat teilweise ähnliche Verhältniszahlen aufzuweisen. Der deutsche Verlag, besonders einige Firmen, zeigten auch in der Nachkriegszeit, z. B. zur Zeit der Papiermarkentwertung, eine große Vorliebe für schweizerische Autoren, weil sie eben wie andere deutsche Industrielle alle Anstrengungen machten, möglichst viel Werte zu erhalten, die ausländische Valuten einbrachten. Manche haben sich allerdings dabei über die Absatzmöglichkeiten der Bücher schweizerischer Autoren in der Schweiz selbst stark getäuscht.

2. Während des Krieges hat der schweizerische Verlag in manchen Fällen die Verlagsrechte von deutschen Autoren erworben, und beinahe alle, während des Krieges im Auslande erschienenen bedeutenden fremdsprachlichen Werke dürften wohl in der Schweiz in deutscher Sprache erschienen sein. Es ist übrigens ein Irrtum, wenn angenommen wird, der Tiefstand der deutschen Valuta sei ein Vorteil der schweizerischen Verleger gewesen. Im Gegenteil, den Vorteil der schlechten Valuta hatte nur der deutsche Verleger. Der schweizerische Verleger erweiterte seinen Betrieb während der Kriegsjahre; mancher musste Kapitalien aufnehmen. Die Einnahmen aus dem Auslande jedoch, mit denen jene Kapitalien zurückbezahlt werden sollten, verminderten sich infolge des Sinkens der Valuta von Tag zu Tag. Auch der deutsche Verleger, der im Jahre 1922 doppelt so viel Bücher publizierte als 1913 musste seine Betriebskapitalien erhöhen. Er konnte aber diese bedeutenden Summen, wie auch seine früheren Schulden bei dem großen Papiermarkschwindel mit den Einnahmen der im Auslande zu hoher Valuta verkauften Bücher zurückzahlen. Hiezu kommt, dass der schweizerische Verleger wenigstens in hochvalutigen Ländern verkaufte Bücher den Autoren in Schweizerfranken honorieren musste, während manche deutsche Verleger, wie aus unzähligen Klagen schweizerischer Autoren hervorgeht, mit dem Hinweis auf die deutsche Not, alle Honorare in Papiermark bezahlten. Ferner besteht ein bedeutender Unterschied bei den Herstellungskosten. Als die Buchdruckerpreise im Dezember in Deutschland in Goldmark umgerechnet die Vorkriegspreise mit 50 % überstiegen, erklärten die deutschen Verleger, sie könnten nichts mehr drucken lassen, und erreichten damit, dass schon im Januar die Preise um 25% reduziert wurden. Bei uns in der Schweiz berechnen die Buchdrucker heute noch 100% mehr, als im Jahre 1913. Die deutschen Verleger zahlen demnach heute ca. 50% weniger für den Druck eines Buches als der schweizerische Verleger. Wenn aber der schweizerische Verleger der Not gehorchend im Auslande drucken lässt, so wird ihm dies übel vermerkt.

Während langer Zeit konnte der deutsche Verlag seine gesamten Handlungskosten in Papiermark bezahlen, die

in eine gesunde Währung umgerechnet gar nicht mehr ins Gewicht fielen. Auch heute noch, nach Einführung der Goldmark sind infolge der längeren Arbeitszeit und infolge der billigen Nahrungsmittel die Unkosten des deutschen Verlags ganz bedeutend niedriger als diejenigen des schweizerischen. Sobald jedoch die Steuerschraube in Deutschland richtig in Funktion treten wird, dürfte in dieser Beziehung wohl ein Ausgleich geschaffen werden.

3. Wenn dem schweizerischen Verlag genügend Kapitalien zur Verfügung gestellt werden, so besteht sicherlich die Möglichkeit, noch manche Autoren für den schweizerischen Verlag zurückzugewinnen.

4. Der schweizerische Verleger besitzt die ganz gleichen Propagandamöglichkeiten wie der deutsche Verlag und ist auch über diese genau informiert. Sind doch Auflagen von 50,000 bis 60,000 Exemplaren eines Buches auch beim schweizerischen Verlag keine Seltenheit mehr. Wenn er hinsichtlich der Propaganda in den letzten zwei Jahren zurückhaltend war, so ist nur die fortwährende Entwertung der Mark daran schuld. Es hatte für den schweizerischen Verleger keinen Sinn, große Propaganda für die bei ihm erschienenen Bücher zu machen, um dann für die von ihm verkauften Bücher einen Betrag zu erhalten, der nur einen Bruchteil der Herstellungskosten darstellte. Wenn sich nun die Goldmark als stabil erweist, wird auch der schweizerische Verlag mit großer Propaganda einsetzen.

Zürich

Max Rascher

*

Das Verlegen ist eine Spekulation und zwar eine recht große und gewagte. Denn auf den Geschmack des Publikums kann man sich nicht immer verlassen, noch weniger kennt man die Launen, in denen sich Bücherrezensenten im Momente befinden, in dem sie eine Besprechung schreiben!

Der Schweizer ist von Haus aus im allgemeinen solid und sparsam und zieht einen bescheidenen Gewinn einem großen unsicheren vor. Kurz, das Spekulieren liegt ihm nicht!

Diese beiden Feststellungen mögen schon eine Antwort auf Ihre Frage sein. Doch will ich noch einiges beifügen.

Wir haben in der Schweiz eigentlich keinen einzigen ganz großen Verleger, wie sie das Ausland kennt. Vor allem haben der Schweiz aber vor dem Kriege die *reinen* Verleger ganz gefehlt. Unsere bekanntesten Schweizer Verlage sind nicht reine Verlage. Sie betreiben alle als solide Grundlage ein Gewerbe, das der Spekulation nicht unterworfen ist, entweder einen Sortimentsbuchhandel oder eine Buchdruckerei. Der Verlag war früher oder ist es heute noch Nebengeschäft, das sich allerdings mit der Zeit (Francke, Bern; Rascher, Zürich) zum Hauptgeschäft entwickelt hat. Wohl sind im Kriege eine Anzahl reine Verleger in der Schweiz entstanden, die aber mit einer Ausnahme (Rentsch in Erlenbach) nicht bodenständig genannt werden können, da sie entweder Filialen deutscher Verlage sind (Amalthea-Verlag, Grethlein & Co.) und aus Spekulation auf den hoch stehenden Schweizer Franken oder aus irgendwelchen mit der gegenwärtigen Wirtschaftslage zusammenhängenden Gründen geschaffen worden sind.

Hätten wir in der Schweiz einen großen reinen Verleger, so müsste dieser seinen Wohnsitz in normalen Zeiten nach Leipzig oder Berlin verlegen, denn dort ist das Herz des deutschen Buchhandels. Dazu werden sich aber unsere mit dem Lande verwachsenen Verleger in der Regel nicht entschließen können. Sie wollen wohl lieber klein bleiben als auswandern? Es bleibt ihnen deshalb nichts anderes übrig als sich den lokalen Verhältnissen anzupassen, die natürlich immer klein sein werden bei der Mannigfaltigkeit unseres Landes und der verhältnismäßig starken Dezentralisation auf allen Gebieten.

Zum Schlusse möchte ich noch kurz auf die Anregung der Schaffung eines gemeinsamen Schweizer Verlages in Leipzig oder Berlin zu sprechen kommen, dem sich die Schweizer Autoren anvertrauen sollen. Die Idee ist gut und dürfte gewiss auch durchführbar sein. Die große Schwierigkeit wird die sein, einen geeigneten Kopf als Leiter für das Unternehmen zu finden und das nötige Kapital hierfür aufzubringen. Ob sich dann aber die Schweizer Autoren diesem Unternehmen anvertrauen werden, auch dann, wenn es zweifellos gut geleitet ist? So weit ich die Autoren kenne, zweifle ich daran, denn so viele Köpfe, so viele Sinne und Verschiedenheiten. Sicherlich würden auch

dann viele Autoren die freie Konkurrenz schalten lassen und sich *dem* Verlag anvertrauen, der ihnen am meisten zu bieten scheint!

Aarau

H. R. Sauerländer

*

Wir bedauern den Artikel der N.Z.Z., muss er doch zweifelsohne dem Ansehen des schweizerischen Buchhandels beim Publikum und bei den Autoren schaden, zugunsten deutscher Verlagshäuser oder neuerer von Deutschland ausgehender Gründungen in der Schweiz. Der Schreiber des Artikels scheint nicht orientiert zu sein, wie die Sache wirklich steht. So ist es z. B. unmöglich, die Tätigkeit, oder also Initiative, eines deutschen belletristischen Spezialverlags zu vergleichen mit der Tätigkeit oder Initiative, welche ein Schweizer-Verlag, der sich ja gar nicht spezialisieren kann, auf diesem Gebiete entfaltet. Es ist natürlich, dass der Schweizer Autor bei einem großen deutschen belletristischen Spezialverlag größere Aussichten auf Verbreitung und Bekanntwerdung erwartet als bei einem Verlage in der Schweiz, der neben andern Werken auch belletristische auf den Markt bringt. Die zentrale Lage im deutschen Sprachgebiet bietet ferner dem deutschen Verleger scheinbar größere Möglichkeiten der Verbreitung und Bekanntmachung, als sie ein Schweizer oder Österreicher Verleger in Deutschland, ein Welschschweizer in Frankreich haben kann. — Die Kriegsjahre boten dem schweizerischen Verleger nicht besondere Chancen, wie der Artikelschreiber meint, sondern im Gegenteil, sie brachten ihm Schaden. Es war wohl zur Ausnahme möglich, ein Buch eines an seinen deutschen Verleger dauernd gebundenen Autors zu bekommen, den Autor selbst zu gewinnen, war nicht möglich. Dazu kam die Schwierigkeit des Verkaufs eines solchen Buches, weil ja die zunehmende Entwertung des deutschen Geldes dem schweizerischen Verleger Verluste bringen musste. Die Schweiz selbst ist als Absatzgebiet zu klein, um eine größere Auflage eines belletristischen Buches zu absorbieren. Bei den äußerlich erfolgreichsten schweizerischen Autoren wird der größte Teil der Auflagen in Deutschland verkauft. Möglicherweise spielt

dabei das günstige Vorurteil noch immer eine Rolle, welches Deutschland seit den Tagen Gotthelfs, Kellers und Meyers für Schweizer Autoren hat. Hie und da kann das Wort vom Propheten, der im Vaterlande nichts gilt, Ursache sein, dass ein Schweizer Autor in Deutschland früher sein Glück macht als bei uns. Man denke etwa an C. F. Meyer. — Schließlich mag für den Außenstehenden Manches wie Wagemut aussehen, was in Wirklichkeit etwas anderes ist. Die Zeit wird da noch manches vorschnelle Urteil korrigieren. Große Bucherfolge sind übrigens bei den vom Artikelschreiber gerühmten deutschen Verlagshäusern in der Schweiz u. W. bisher nicht zu verzeichnen.

Da die Verhältnisse einmal so liegen, so hat deren Änderung ein schweizerischer Buchhändler auch nicht in der Hand; der bisherige Zustand wird also wohl weiterdauern. Es kann jedenfalls nicht schaden, wenn das Publikum sowohl wie die interessierten Kreise darüber aufgeklärt werden, weshalb es so ist und dass der Artikel der N. Z. Z. die Angelegenheit mehr nach dem Schein als nach der Wirklichkeit beschrieben hat.

ppa. *Huber & Co., Frauenfeld*
G. K. Sarasin

*

Was viele schweizerische Autoren veranlassen dürfte, ihre Werke in deutschen Verlagen herauszugeben, ist wahrscheinlich der Glaube, dass sie ihnen eine größere Verbreitung verschaffen können, wenn sie mitten im deutschen Sprachgebiet und nicht an dessen Grenzen erscheinen lassen.

Ich erhielt zur Zeit nach dem Kriege Verlagsangebote von schweizerischen Autoren, die früher bei deutschen Firmen verlegt hatten, und auch Angebote von deutschen Autoren, z. T. von anerkanntem Ruf, was früher nie vorgekommen ist.

Der Wille, die schweizerischen Autoren für die schweizerischen Verlage zu gewinnen, ist gewiss vielerorts vorhanden, wieweit dies aber möglich ist, ist eine schwierigere Frage.

Die Maßnahmen, die ein schweizerischer Verleger ergreifen kann und auch durchführt, um ein Buch im deutschen Sprachgebiet und besonders auch in Deutschland zu lancieren, sind genau dieselben, die einem deutschen Verlage zu Gebote stehen.

Er kann z. B. die Presse gleicherweise bearbeiten. Und doch kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, dass ein schweizerischer Verlag bei seiner Propaganda in Deutschland mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen hat als eine reichsdeutsche Firma. Ein Teil der deutschen Presse und manche national gesinnte Volksschichten verhalten sich ausländischen Erzeugnissen gegenüber doch etwas zurückhaltend. Die Tatsache, dass schweizerische Verleger in Leipzig Zweigniederlassungen eröffnen, um gleichsam als deutsche Firmen auftreten zu können, beweist, dass ernsthafte Anstrengungen unternommen werden, solchen Übelständen wirksam zu begegnen.

Es wäre sehr zu begrüßen, wenn in der Öffentlichkeit dahin gewirkt würde, dass schweizerische Autoren nicht auf jedes verlockende Angebot eines deutschen Verlages gleich eingehen, sondern sich zunächst umsehen, ob sie nicht ihre Werke im eigenen Lande zu ähnlichen Bedingungen herausgeben können. Es sollte auch dagegen Stellung genommen werden, dass Autoren für alle ihre künftigen Werke einem deutschen Verlagshause zum voraus sich verpflichten.

Bern

Paul Haupt

*

Im großen und ganzen dürfte der deutsche Verleger uns Schweizer Verlegern durch folgende Tatsachen erheblich im Vorsprunge sein:

I. Die deutschen Verleger verfügen in Leipzig über eine eigene Buchhändler-Lehranstalt, auf der die heranwachsenden Verleger auf Grund einer jahrzehntelangen Tradition und Erfahrung herangebildet werden.

II. Der fachmännisch gründlich ausgebildete Verleger verfügt über ein viel größeres, reicheres und differenzierteres, künstlerisch und wissenschaftliches Akquisitions- und kaufmännisches Absatzgebiet als der Schweizer Verleger.

III. Der deutsche Verleger kann in Leipzig, Stuttgart, München usw., wenigstens seit Jahren, bedeutend billiger und im allgemeinen auch besser seine Ware herstellen als der schweizerische oder österreichische Verleger. Mit den deutschen Buchdruckereien und Buchbindereien können die schweizerischen nicht konkurrieren.

IV. Ferner verfügt der deutsche Verleger über:

1. eine große „Wirtschaftsvereinigung“, die für die Mitglieder zu billigsten Preisen die Rohmaterialien besorgt, und
2. eine großzügig geführte Bank-Organisation, die im Buch- und Verlagsgewerbe genau unterrichtet und dadurch auch in der Lage ist, dem Verlag auf Rohmaterialien und insbesondere auch auf fertiggestellte Bücher und Kunstwerke langfristige Kredite einzuräumen. Die Schweizer Banken sind mangels eines größeren Betätigungsfeldes in dieser Hinsicht nicht ausreichend orientiert und so ist es verständlich, dass der Schweizer Verleger schon aus materiellen Gründen nicht in der Lage ist, ebenso großzügig und vielseitig seine Pläne zu realisieren wie der deutsche Kollege. Man darf nicht vergessen, dass ein größerer, farbig illustrierter Luxusdruck oder eine größere Kunstpublikation in einer Auflage von 800—1100 Exemplaren 20—70,000 schweiz. Franken Herstellungskapital benötigt, das in der Regel erst im Laufe von 1—2 Jahren hereinzubringen ist. Es lässt sich so leicht ausrechnen, wie schwer es für den Schweizer Verleger ist, im Jahre mehrere größere oder ernstere Publikationen auf den Markt zu werfen. Und so sehen wir dann auch bei uns sehr wenig reine Verleger. Die meisten führen gleichzeitig eine Druckerei wie z. B. der hervorragend und vorbildlich geführte Basler Verlag Schwabe & Co. und Huber in Frauenfeld, oder er führt ein Sortiment wie Rascher & Co., Zürich, Fehr in St. Gallen und Francke & Co. in Bern. Auf diese Weise fließt dem Verleger aus den andern, rasch die Ware umzusetzenden, Unternehmungen andauernd Kapital zu: die Konzentrations- und Arbeitskraft des Verlegers wird aber zersplittert, seine Stoß- und Expansionskraft erlahmt.

Dies dürften auf *wirtschaftlichem* Gebiet wohl die Hauptgründe sein, weshalb wir Schweizer Verleger gegenüber unsern deutschen Kollegen erheblich im Nachteile sind. Über das schweizerische Lese-Publikum und die Schweizer Kritik darf ich als Inhaber und Leiter des Amalthea-Verlags natürlich nur das Allerschönste berichten.

Amalthea-Verlag, Zürich, Wien, Leipzig
Dr. Heinrich Studer

* * *

Dass Schweizer Autoren „immer wieder“ und selbst „während des Krieges und nachher zur Zeit der schlechtesten Valuta“ in deutschen Verlagen erscheinen, hat seine Gründe in festen laufenden Verträgen, in der Tradition und in den tatsächlichen Vorteilen, welche die Verbindung mit großen deutschen Verlagshäusern bietet. Bei Cotta, in der Deutschen Verlagsanstalt, bei Diederichs, S. Fischer, Haessel bilden seit langem Schweizer Autoren einen festen Grundstock des Verlagsbestandes. Den Erzählern verschaffte vor allem die Deutsche Verlagsanstalt mit ihrem weitausgreifenden Apparat sichere und große buchhändlerische Erfolge. S. Fischer hat die seiner Zeit bei ihm erschienenen Autoren (Schaffner, Steffen) in die Literatur eingeführt und ihnen mit der *Neuen Rundschau* die führende deutsche Zeitschrift als Sprechorgan eröffnet (wozu die Deutsche Verlagsanstalt jetzt in dem *Neuen Merkur* ein Seitenstück schaffen will). Diese Vorteile waren zu evident, als dass sie nicht immer ihre Wirkungskraft auch auf die Schweizer Autoren und selbst in den Jahren finanziellen Tiefstandes in Deutschland bewährten oder neu ausübten.

Anders ist es mit der Literatur stilleren und intimeren Charakters. Für diesen Zweig des Verlagswesens hätte, seitdem S. Fischer gegen die literarische Jugend, selbst die deutsche und österreichische zurückhaltend geworden ist, und bei dem Fehlen eines gleich zugänglichen und begabten Nachfolgers der Übergang in den reichsdeutschen Verlag sich erübrigt. Solche Bücher im ganzen deutschen Sprachgebiet zu „lancieren“, lag auch für den Schweizer Verleger im Bereich des Möglichen, zumal sich ja auch das Sortiment in den letzten Jahren so spezialisiert hat, dass für diese Literaturgattung überall nur eine bestimmte — leicht übersehbare — Anzahl Handlungen in Frage kommt.

Dass der schweizerische Verlag die einzige Gelegenheit (mit Jakob Schaffner) einen eingeführten älteren Erzähler aus dem Reich in die Schweiz zu holen, nicht ergriffen hat, ist ein Versäumnis, das man mangelnder „Initiative“ zuschreiben könnte, wenn man die sachlichen und persönlichen Schwierigkeiten der Übernahme eines so umfänglichen Verlagskomplexes außer Acht lässt.

Merkwürdiger scheint es, dass der Schweizer Verlag das junge Schrifttum nicht in seine Hand nahm, dass er diese Aufgabe weder rechtzeitig sah noch bewusst ergriff. Das lag nicht nur, wie man es von außen her vermuten könnte, an einer etwa vorhandenen Unelastizität und Ängstlichkeit (wiewohl in den Kriegsjahren Gelegenheiten und Mittel auf der Straße lagen). Es war auch die Rückwirkung der allgemein schwierigen Lage und des Mangels an Bereitwilligkeit des Lesepublikums des Landes, sich um neue geistige und künstlerische Bewegungen und deren Träger aktiv zu kümmern. (Es sei beispielsweise und als fast typischer Fall, erwähnt: dass eine, in Form eines Aufsatzes erschienene Besprechung des Buches von Steffen *Die Krisis im Leben des Künstlers* im Berner Schulblatt, worin gerade der große Nutzen des Buches für die Fortbildung und Vorbereitung des Lehrers nachgewiesen war, dem Verleger nicht eine einzige Bestellung auf das Buch einbrachte. Und es fällt mir unter anderem ein, dass, als es sich um Weiterbestehen einer alten schweizerischen literarisch-künstlerischen Zeitschrift handelte, ein als Kunst- und Literaturfreund angesehener und sehr begüterter Mann mir versicherte, er unterstütze dieses Organ schon, indem er es — in einer Lesemappe lese.)

So kam es, dass Aufsuchen und Pflege junger Schweizer Literatur eine Angelegenheit verlegerischer Konjunkturpolitik wurde und dass es durchaus nicht immer die literarisch ernstesten Verlage waren, welche die junge schweizerische Literatur „an sich rissen“. Das war kein Vorteil für das neue schweizerische Schrifttum in seiner Geltung nach außen (denn das junge Schweizer Buch wurde von Verlagen dargeboten, denen es in den literarisch interessierten Kreisen des Reichs und den für diese tätigen Handlungen an jenem Kredit fehlte, der etwa den Büchern aus dem Verlag S. Fischer ohne weitere Empfehlung die Türen öffnet). Es war auch schädlich für die Autoren, die eine verlegerische Aufmerksamkeit auf sich bezogen, die in vielen Fällen nur ihrer Zugehörigkeit zur Schweiz galt.

Nicht minder schwierig und nicht weniger wichtig scheint mir die Lage der schweizerischen bildenden Kunst, vor allem

der Graphik. Seit Jahren werde ich auf Reisen im Reich von Sammlern, Instituten und Kunsthandlungen nach neuer schweizerischer Graphik gefragt. Bei dem gegenüber der Friedenszeit beträchtlich gewachsenen Interesse an den graphischen Künsten ist das so vollständige Fehlen der neuen Schweizer Graphik auf dem Markte ein (durch die auf diesem Gebiet besonders markante Furcht vor vorübergehender finanzieller Einbuße bedingtes, aber nicht zu rechtfertigendes) Versäumnis von nicht unerheblicher Tragweite.

In dem Augenblick, wo die Notwendigkeit des Anschlusses an das Gesamtgebiet der deutschsprachigen Kultur nicht mehr zweifelhaft zu sein scheint (die Blüte des Schweizer Verlags, die sich in dem Namen Orell Füßli verkörpert, fällt in die Zeit breiter kultureller Aufgeschlossenheit der Schweiz, die ihr stärkste Auswirkung ihrer geistigen Eigenart gestattete), steht der gegenwärtige Schweizer Verlag ziemlich ungerüstet da. Er hat im allgemeinen in den Jahren, die ihm eine fast ungehemmte Entwicklung ermöglichten, sein Gesicht nicht entschieden genug profiliert. Und seine Verbindung mit dem reichsdeutschen und dem österreichischen Buchhandel ist gelockert, weil gerade die größten Häuser sich in einer Zeit auffällig und bewusst aus dem geschäftlichen Verkehr mit Deutschland und Österreich zurückgezogen haben, wo im deutschen Buchhandel fundamentale Umwertungen und Neugestaltungen sich vollzogen. Der deutsche Sortimentler wird, als guter Geschäftsmann, das im allgemeinen nicht weiter nachtragen. Aber aus Geschäftsreisen, die mich zwei Monate durch das Reich führten, habe ich doch den Eindruck mitgebracht, dass unter der Verknappung des Marktes, bei der Tendenz, nur das Wesentlichste aufzunehmen, nicht zuletzt auch infolge einer gewissen politischen Verengung der Absatz gerade des „ausländischen Buches“ (auch die Schweiz gehört seit kurzem zum Begriff „Ausland“) vorübergehend leiden wird.

Für die schweizerische Bücherproduktion und den Schweizer Verlag werden, nachdem der schweizerische und der in der Schweiz domizilierte Verlag von der „Konjunktur“ der Nachkriegsjahre nur die Nackenschläge und der reichsdeutsche Verlag nur die Vorteile erfuhr, die schweren Zeiten trotz der

Wiederkehr geordneterer finanzieller Verhältnisse in Deutschland nicht zu Ende sein.

Diesen Verhältnissen gegenüber ist es müßig, weiter nach den Ursachen zu forschen: sie liegen, ineinander verkettet, beim Verlag und beim Buchhandel, bei der Presse wie bei all den Instanzen, die dem Publikum führend und ratend vorangehen und an der Gestaltung eines kulturellen Bildes und Besitzes schöpferisch mitzuarbeiten imstande und berufen sind, bei Autoren und Künstlern.

Da alle diese Instanzen zusammenwirken, um dem für weitere Kreise als seinen lokalen Boden bestimmten Buch Gestalt und Wirkung zu geben, kann die Lösung des komplizierten und schwierigen Problems nicht vom Verlag allein ausgehen, wenn auch ihm, mit der Pflicht zur praktischen Arbeit, der nächste, unmittelbare Anteil daran zugewiesen ist und darum die Fragestellung an ihn die zuerst gegebene war.

Um Verlage von Niveau und literarischem Gewicht zu schaffen und zu halten, braucht es, außer geistig kultivierten und kaufmännisch geschickten Leitern die Unterstützung der Kreise, die durch Stellung, Bildung und Mittel in der Lage sind, sich um die Kultur eines Landes aktiv zu bekümmern; der Teilnahme eines Publikums, das den Besitz eines Buches soweit schätzt, dass es nicht mit der Zugehörigkeit zu einer Leihbibliothek oder einem Leseverein seiner Pflicht gegen das Schrifttum zu genügen glaubt; einer Presse und eines Buchhandels, die durch Wort und Arbeit wahrhaft Mittler zwischen Verlag und Publikum sind.

Die aufgeworfenen Fragen scheinen mir also erst der Anfang zu einer fruchtbaren Diskussion.

Seldwyla-Verlag Zürich
Dr. Karl Hönn

*

Die Streitfrage, ob der schweizerische Verleger durch mangelhafte Initiative und fehlenden Wagemut schuld sei an der Abwanderung schweizerischer Schriftsteller zum ausländischen Verlag, ist recht alt und wird seit Jahrzehnten immer wieder von Zeit zu Zeit zur Diskussion gestellt. Sie kann aber durch

gegenseitig erhobene, oder von dritter Seite gebrachte Vorwürfe nicht gelöst werden, denn gerade in dieser Sache ist eine Generalisierung nicht am Platze, und würde in den allermeisten Fällen eine Ungerechtigkeit bedeuten gegenüber dem angegriffenen Teil, stelle sich der Kritiker auf welche Seite er wolle. Ein zutreffendes Urteil kann nur der sich bilden, der jeden einzelnen Fall auf seine Besonderheit hin prüft und die entscheidenden Motive genau kennt. Darum finde ich solche Polemiken wertlos und geeignet, beim weiteren Publikum falsche Vorstellungen zu erwecken, die für beide Teile, Schriftsteller und Verleger, unverdiente Nachteile bringen können.

Dagegen kann es nichts schaden, wenn wieder einmal, *sine ira et studio*, die tatsächlichen Verhältnisse von unterrichteter Seite beleuchtet werden, damit beide Parteien die Schwierigkeiten kennen lernen, mit denen der andere Teil zu kämpfen hat. Eine solche Aussprache kann nur zur Stärkung des gegenseitigen Vertrauens beitragen.

Herr Dr. A. Francke in Bern hat in seiner Einleitung zum Katalog der Ausstellung schweizerischer Verleger in Bern 1914 *Das schweizerische Buch (1896—1914)* die Schwierigkeiten, welche der schweizerische Verlag gegenüber dem ausländischen zu überwinden hat, in vorzüglicher Weise dargelegt. Die Verhältnisse haben sich seither nicht zugunsten des Erstem verschoben, und namentlich die Zeit des Verfalls der deutschen Währung hat dem schweizerischen Buchhandel nicht die großen Tätigkeitschancen geboten, wie allgemein angenommen worden ist.

Zur Illustrierung dieser letzteren Behauptung möchte ich mir erlauben, aus meiner eigenen beruflichen Tätigkeit als Verleger wissenschaftlicher Literatur ein Beispiel anzuführen, das auch für den schönwissenschaftlichen Verlag typisch sein dürfte: Im Jahre 1921 erschien das Werk eines schweizerischen Gelehrten von Weltruf, das in normalen Zeiten auch in Deutschland sehr großen Absatz gefunden hätte, ja man darf sagen, dass wohl ein großer Teil der Auflage über die Grenze gegangen wäre. Das Buch, das in der Schweiz gedruckt worden ist, kostete 25 Franken und war deshalb in Deutschland einfach unverkäuflich. Von 1921 bis 1924 sind im ganzen nicht über

zehn Exemplare nach Deutschland *verkauft* worden! Wäre das Werk in Deutschland zu einem gewiss viel billigeren Preise hergestellt und abgesetzt worden, so hätte der Verleger dafür Markbeträge eingenommen, die bei dem ständigen Schwinden des Wertes einen schweren Verlust gebracht hätten. Verschiedene schweizerische Verleger haben diesen Weg eingeschlagen, und ihre Bücher in Deutschland in Markwährung berechnet, ich glaube nicht, dass ein einziger sich mit Vergnügen an diese Periode erinnert, sondern die eingetretenen Verluste mit Bedauern buchen musste.

Trotz diesen widrigen Umständen ist in der Schweiz gerade in den letzten Jahren ein kräftiger Aufschwung in der Verlagstätigkeit zu verzeichnen, und es sind auf dem Gebiete der Belletristik und namentlich auch der Jugendschriftenliteratur sehr schöne Fortschritte zu verzeichnen. Der schweizerische Verlag hat bewusst und intensiv für das schweizerische Buch Propaganda gemacht, und ist, das darf mit Dank anerkannt werden, von einem großen Teil der schweizerischen Presse dabei unterstützt worden.

Dass das schweizerische Verlagswesen nicht so kräftig entwickelt ist, wie z. B. das deutsche, muss zum Teil darauf zurückgeführt werden, dass ihm nicht gleich große Mittel zur Verfügung stehen, wie den großen Verlagshäusern in den Verlegerzentren des Auslandes. Im schweizerischen Verlag sind kleinere Kapitalien angelegt, und er muss deshalb sorgfältiger und vorsichtiger rechnen, als ein Großverleger, dem eine Niete weniger ausmacht. Dies ist wohl auch der Grund, dass Anfänger vielleicht hie und da mehr Mühe haben, bei einem inländischen Verlag unterzukommen, als im Ausland. Dazu kommt der außerordentlich scharfe Konkurrenzkampf gerade im deutschen Verlage, der eine zum Teil direkt ungesunde Überproduktion gezeitigt hat, die für unsere schweizerischen Verhältnisse gewiss nicht zu begrüßen wäre.

Ein weiterer Punkt sei bei dieser Gelegenheit nicht verschwiegen, auf die Gefahr hin, als rückständig betrachtet zu werden: Im allgemeinen hat es der schweizerische Verleger bis jetzt vermieden, seinen Kollegen Autoren „abzuspannen“ und sie durch höhere Honorarangebote an sich zu ziehen. Dies mag

auch ein Grund sein, dass hie und da ein Autor den Verlockungen ausländischer Verleger erliegt; ob er im Grunde dabei immer besser gefahren ist, bleibe unentschieden.

Nun noch ein Wort zur intensiveren Auslandspropaganda des schweizerischen Verlegers. Wie ich oben angeführt habe, war während der Inflationszeit eine starke Tätigkeit in dieser Richtung nicht möglich, erst jetzt, da sich die Verhältnisse draußen etwas zu konsolidieren beginnen, wird auch der schweizerische Verleger mit Aussicht auf Erfolg daran denken können, sich zu rühren. Die Schwierigkeiten sind für ihn entschieden größer als für seinen ausländischen Kollegen. Bei der bereits angedeuteten Überproduktion wird im allgemeinen die deutsche Presse von den eigenen Verlegern schon sehr stark beansprucht und es wird — im Gegensatz zu hiesigen Gepflogenheiten — der ausländische Verlag kaum so reichlich berücksichtigt, wie der inländische.

Eine weitere Erschwerung ist die Preisfrage, die, vorläufig wenigstens, noch eine gewisse Rolle spielt. Lässt der schweizerische Verleger aus Konkurrenzgründen seine Bücher im Auslande herstellen, so erhebt sich in der Schweiz sofort der Vorwurf der Hintansetzung einheimischer Gewerbeinteressen, erfolgt der Druck in der Schweiz, so sind die Erstellungspreise infolge der höheren Löhne etc. immer noch teurer als im Auslande, und dementsprechend sind die Verkaufspreise in vielen Fällen nicht konkurrenzfähig.

Aus alledem geht hervor, dass die Schwierigkeiten für den schweizerischen Verlag so lange nicht ganz behoben sind, und er eine intensive internationale Tätigkeit mit voller Aussicht auf Erfolg aufnehmen kann, bis sich die wirtschaftlichen Verhältnisse im In- und Ausland wieder endgültig konsolidiert und annähernd gleich gestaltet haben. Der Verlag steht ja in dieser Beziehung nicht allein da, die schweizerischen Industrien haben mit ähnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, und dort fällt es niemand ein, sie deshalb der Rückständigkeit oder Energielosigkeit zu zeihen.

Basel

*H. Lichtenhahn
i. Fa. Helbing & Lichtenhahn*

*

Wenn eine Krankheit geheilt werden soll, ist zunächst notwendig, Art und Ort des Übels festzustellen, und wie der Arzt das kranke mit dem gesunden Gliede vergleicht, so müssen die Erscheinungen im schweizerischen und deutschen Verlagswesen verglichen werden.

Der deutsche Verlag ist meist auf eine bestimmte Richtung eines Literaturgebietes eingestellt: z. B. Romane, christliche Literatur, Kunstwissenschaften, Naturwissenschaften usw. Diese Einstellung auf ein bestimmtes und begrenztes Literaturgebiet gibt ihm in seinem Bereiche die größte Stoßkraft. Er kennt die geistigen Strömungen und die Autoren seines Fachgebietes, die spezielle Buchherstellungstechnik, seine Abnehmerkreise und deren Geschmacksrichtung, sowie die sein Fachgebiet betreffende Marktlage. Diese eingehende Kenntnis aller für ihn in Betracht kommenden Faktoren ermöglicht es ihm, seine Maßnahmen sachgemäß zu treffen.

Auch der schönliterarische Verlag hat seine bestimmte Note geschaffen. Der literarisch gebildete Leser wird mit den Namen, Cotta, Deutsche Verlagsanstalt, Eugen Diederichs, S. Fischer, Grethlein & Co., Albert Langen, Georg Müller, Kurt Wolff und anderen eine ganz bestimmte Vorstellung verbinden, die einerseits durch die geistige Richtung seiner Autoren, andererseits durch die charakteristische Buchausstattung des Verlages ausgelöst werden.

Der schweizerische Verlag hat mit wenigen Ausnahmen (A. Francke in Bern) keine bestimmte Note; er ist meist inhaltlich zersplittert und muss also auch seine Kräfte zersplittern. Es lassen sich nicht in gleicher Weise Romane, juristische, kunstwissenschaftliche, militärische und naturwissenschaftliche Bücher verlegen und verbreiten. Jedes dieser Gebiete beansprucht besondere Literaturkenntnisse, besondere Kenntnisse in der Herstellungstechnik, verschiedenen Geschmack, die Kenntnis der betreffenden Marktlagen und der in Betracht kommenden Abnehmerkreise. Es ist nahezu ausgeschlossen, dass *ein* Kopf alle diese Gebiete beherrschen kann, und nur ein sehr umfangreiches Unternehmen kann sich die Anstellung mehrerer leitender, sich gegenseitig ergänzender Köpfe leisten, um eine sachgemäße Bearbeitung verschiedener Literaturgebiete zu ermöglichen.

Da ist es nicht zu verwundern, wenn die schweizerischen Wissenschaftler sich an Fachverleger wenden, die auf ihr Literaturgebiet eingestellt sind, und diese finden sie eben fast ausschließlich in Deutschland. Für den belletristischen Schriftsteller übt die Größe und der Name des Verlages eine starke Anziehungskraft aus. Dabei berechnet er die Größe nicht nur nach dem Umfang des Gesamtunternehmens, sondern auch nach dem seines Fachgebietes. Der Schriftsteller legt auch Wert darauf, dass die anderen Autoren des Verlages einen guten Ruf, und dass deren Bücher lebhaften Absatz genießen. Wenn von bekannten Autoren dieses Verlages Bücher mit 100 oder 200 Tausend Auflage abgesetzt sind, so ist ihm das einerseits eine gute Vorbedeutung, andererseits macht ihm dieser Verlag einen sehr rührigen Eindruck.

Diesen Gesichtspunkten kann sich auch der schweizerische Schriftsteller nicht ganz verschließen, aber sie sind noch nicht das wesentliche. Ein großer deutscher Verlag, der gängige deutsche Autoren verlegt, wird beim Sortiment und in den Leserkreisen das seiner Literaturrechtung und Ausstattung entsprechende Ansehen genießen. Nimmt nun dieser Verlag neben seinen deutschen Autoren einige schweizerische Autoren auf, so wird dieses Ansehen auch auf sie übertragen. Die Bücher des schweizerischen Autors werden vom Sortiment in gleicher Weise empfohlen, von den Leserkreisen in gleicher Weise gekauft, wie die der deutschen Autoren. Dazu kommt, dass der Sortimenter, der Spesen und Arbeitersparnis wegen, gerne aus größeren Verlagen bezieht. Die größere Auswahl an Büchern ermöglicht es ihm, Sammelbestellungen zu machen und in Postpaketen und Gütersendungen zu beziehen, anstatt in teuren Einzelsendungen. Auch sichert ihm der Massenbezug günstigere Preisbedingungen und er hat bei der größeren Auswahl der Verlagswerke den Vorzug der leichteren Umtauschmöglichkeit nicht verkaufter Bücher. Die Werbemaßnahmen eines großen Verlages können auch großzügiger und kostspieliger sein, da sich die Kosten dafür auf eine größere Zahl von Werken verteilen. Große Verlage halten sich auch Reisende, die das Sortiment regelmäßig besuchen. Das sind alles Vorteile, die der kleine oder zersplitterte Verlag nur im beschränkten Maße bieten kann.

Der schweizerische Verleger kann die neuzeitliche Wirtschaftslage in Deutschland nicht immer und nicht rasch genug beurteilen. Diese Wirtschaftslage hat sich in den letzten Jahren häufig und rasch geändert. Das können nur die erkennen, die mitten in diesen Verhältnissen stehen (und selbst die erkannten es häufig nicht). Aber nur die unverzügliche Ausnutzung der Marktlage konnte zum Erfolge führen. Auch der deutsche Verlagsbuchhändler (nicht alle) ist in diesen Jahren unter dem Zwange der Verhältnisse zum entschlossfreudigen, schnell anpassungsfähigen Kaufmann geworden. Dieser Zwang blieb zwar dem schweizerischen Verlagsbuchhändler erspart, er hat aber dadurch den deutschen Fachgenossen einen Vorsprung in der Ausbildung und Übung kaufmännischer Fähigkeiten überlassen müssen.

Hätte der schweizerische Schriftsteller in der Kriegs- und Inflationszeit aus nationalen oder materiellen Gründen schweizerische Verleger bevorzugt, so wäre ihm das deutsche und österreichische Absatzgebiet fast gänzlich verschlossen geblieben, denn diese Länder konnten keine Franken bezahlen und selbst wenn sie es gekonnt hätten, wären doch die inländischen Büchererzeugnisse weitaus billiger gewesen, so dass die in der Schweiz hergestellten und honorierten Bücher nicht in Wettbewerb treten konnten. Der materielle Erfolg wäre für den Schriftsteller auf den Schweizer Absatz beschränkt, die Verbreitung in Deutschland und Österreich gleich Null gewesen. Ein Teil der deutschen Verleger hat auch seine Autoren am Auslanderlös beteiligt und die Honorare aus dem in Deutschland erzielten Absatz wurden wenigstens einigermaßen der Geldentwertung angepasst. Der Reiz, in der Schweiz zu verlegen, konnte daher für den schweizerischen Schriftsteller nur gering sein. Der schweizerische Verleger kann auf die schweizerischen Autoren nur dann die gleiche Anziehungskraft ausüben wie der deutsche, wenn er die gleiche Verbreitungsmöglichkeit verbürgt.

Die Einführung eines rein schweizerischen Verlages in Deutschland könnte nur dann Erfolg haben, wenn er in Deutschland eine eigene Niederlassung begründet. Ein Auslieferungslager in Leipzig, wie es ja die meisten schweizerischen Verleger

bei ihren Kommissionären eingerichtet haben, genügt nicht; zum mindesten müsste neben dem Auslieferungslager eine Betriebsorganisation bestehen, welche eine großzügige Werbearbeit für die Schweizer Literatur leisten kann. Diese Organisation muss in Deutschland ihren Sitz haben.

Eine solche Einrichtung kostet nur Geld. Dann aber beginnen die Schwierigkeiten.

Die größte Schwierigkeit liegt in der Autorenwerbung. Die erfolgreichsten schweizerischen Schriftsteller sind deutschen Verlegern moralisch oder vertraglich verpflichtet, und mit jungen unbekanntem Autoren zu beginnen, ist ein vermessenes Unterfangen. Es ist sehr schwer, unbekannte deutsche Autoren beim deutschen Sortiment einzuführen, es gelingt nur unter großem Werbeaufwand in Verbindung mit den Büchern ihrer erfolgreichen Brüder und einem angesehenen Verlagsnamen. Noch viel schwieriger wird es mit jungen schweizerischen Autoren sein, wenn sie nicht mit ihren erfolgreichen Brüdern eingeführt werden können. Die fachmännische Überlegung wird erlauben, dass es einer Arbeit von Jahren und Jahrzehnten bedarf, bis die Einführung gelingt und der Absatz den Bemühungen einigermaßen entspricht. Diese Jahre kosten aber einen gewaltigen Aufwand an Kraft und Idealismus und viel, viel Geld. Selbst unter der Annahme, dass sich die schweizerischen Verleger vereinigen und ihre belletristischen Autoren als Grundstock in eine schweizerische Verlagsvereinigung einbringen, die in Deutschland eine Niederlassung besitzt, werden die Schwierigkeiten erheblich sein, denn dieser Grundstock wird nur wenige Bücher umfassen, die in Deutschland eine größere Absatzfähigkeit erreichen.

Es ist noch die Frage zu klären, warum sich die deutschen Verleger so lebhaft um Schweizer Autoren bewerben. Es ist keine Frage, dass gerade die deutschen Geistigen, die Wesentlichen sich heute noch in einem Zustande der Hoffnungsarmut befinden, die jedes schöpferische Schaffen hemmt. Die jüngste Vergangenheit ist noch zu greifbar, noch zu wenig vernarbt, als dass man unbefangen ihre Werte zu betrachten vermöchte; und die Gegenwart ist viel zu gährend und voll von Möglichkeiten, die nur zu oft zu unfruchtbaren und wilden Phantasien

Anlass geben. Aus diesem Grunde hofft man in Deutschland auf den heilsamen Einfluss der Schweizer, die vornehmlich durch ihre gefestigte Tradition und durch ihre demokratische Lebensform sich ein festes Gefüge von Wertvorstellungen und Maßstäben erworben und erhalten haben. Man braucht nur die Namen der drei Großen zu nennen, Gotthelf, Keller, Bosshart — um begreiflich zu machen, von welcher Richtung die geistig angeregte Gesellschaft in Deutschland die eigene Gesundung und die ihrer jüngeren Generation erwartet. Der große Prozess der Umbildung sucht auf die geistigen Schöpfer zurückzugehen und sucht sie dort, wo Mensch und Natur und Heimat ein geschlossenes Ganzes bilden.

In diesem Zusammenhang ist es begreiflich, dass das deutsche Leseublikum größte Reife und Vollendung von den dichterischen Werken der Schweizer erwartet, denn Mittelmäßiges hat es selbst genug. Aber abgesehen davon will es die als erstrebenswert erkannten Ziele in ausgereifter Formvollendung sehen, — ein Grund mehr für die Schweizer Dichter, sich ihrer Verantwortung bewusst zu sein.

In diesen Bedingungen der Zeit wird man das Interesse des deutschen Verlegers für Schweizer Art und Schaffen suchen müssen. Denn auch der deutsche Verleger ist bei allem Geschäftssinn der Vermittler des geistigen Wortes. Das sind die ideellen Voraussetzungen für die gegenwärtige Lage, die allen daran Beteiligten und auch Benachteiligten zur Ehre gereichen, selbst wenn die Benachteiligten, wie die Schweizer Verleger, durch die Zeitverhältnisse gezwungen werden, zugunsten eines größeren Prinzips von ihrem Vorteil zurückzustehen.

Leipzig-Zürich

*Grethlein Verlag
Hugo Peyer*

*

Die Frage, die Sie mir vorlegen: « Wieso kommen schweizerische Autoren zu deutschen Verlegern? » — steht zur rechten Beantwortung eigentlich den schweizerischen Schriftstellern an. Für meinen Verlag ist nur der Fall bekannt, dass schweizerische Dichter infolge des Angebotes ihrer Manuskripte bei mir verlegt wurden. Die Initiative lag also durchaus beim Autor. —

In allen über landschaftlich Bedingtes hinausgehenden Fragen ist im deutschen Sprachgebiet seit Jahrzehnten ein Streben nach den Verlagsmittelpunkten Leipzig, Berlin, Stuttgart, München zu beobachten. Eine Erklärung für diese Tatsache sehe ich in dem Wunsche des Autors, seinen Namen in den Bücherlisten der größeren Verlage neben Namen von allgemein anerkanntem Klang gestellt und damit entschieden aus allem lokal Bedingten herausgehoben zu sehen. Aber warum haben die reichsdeutschen Verlage derartig allgemein gültige Autorenlisten vorzulegen? Könnte man sich nicht vorstellen, dass beispielsweise in der für die Schweiz valutarisch günstigen Zeit ein schweizerisches Verlagshaus einen wesentlichen Teil dieser Namen an sich gezogen hätte? Ich vermute, es gibt keinen schweizerischen Verleger, der solche Pläne hegt. Es gibt keinen Verleger in der Schweiz, der sich einzustellen wünscht auf eine *das gesamte deutsche Sprachgebiet umfassende* Verlagsproduktion. Die eigenartigen geschichtlichen, kantonalen, völkerrechtlichen, verkehrstechnischen Zusammenhänge gebieten dem Schweizer Verleger eine rein schweizerische und internationale, keinesfalls aber eine großdeutsche Einstellung. Da das Buch durch seine sprachlich bedingte nationale Abhängigkeit dieser Einstellung sich nicht anzupassen vermag, erscheint als Folge das Streben nach den großdeutschen Verlagsmittelpunkten unausbleiblich. Offensichtlich wird uns die Wirkung zentripetaler Kraft im Kulturganzen an den Beispielen Jeremias Gotthelf (Springer, Berlin), Gottfried Keller (Hertz, Berlin; Cotta, Stuttgart), Conrad Ferdinand Meyer (Metzler, Stuttgart; Haessel, Leipzig), Jakob Bosshart (Haessel, Leipzig; Grethlein, Leipzig). Der Dichter selbst wünscht augenscheinlich, sein Werk sprachlich und kulturell aufs engste mit dem Kulturganzen zu verschmelzen in einem für das deutsche Buch sich herauskristallisierenden verlegerischen Mittelpunkt.

In dieser Richtung, glaube ich, sind die Hindernisse für den schweizerischen Verleger zu suchen. Sie fragen nun nach den Vorteilen, die ein deutscher Verlag habe. Als naheliegendstes Beispiel wähle ich Leipziger Verhältnisse.

Leipzig ist durch Jahrhunderte währende Betätigung ein hochentwickelter buchtechnischer und buchhändlerischer Mit-

telpunkt, der über zahlreiche, bis ins feinste spezialisierte Betriebe mit alteingesessenem Arbeiterstand von Spezialisten verfügt. Hier entwickelten sich die größten buchgewerblichen Anstalten Deutschlands, die, wenn nicht den überwiegenden, so doch den maßgeblichen Teil aller in deutscher Sprache geschriebenen Bücher drucken, binden, lagern und an Besteller ausliefern. — Für die Schulung der Kräfte stehen nicht nur Universität, Akademie der graphischen Künste, Buchhändler-Lehranstalt, Buchdruckerschule, sondern auch Universitäts- und Stadtbibliothek, Deutsche Bücherei, Bibliothek des Börsenvereins, Buchgewerbehaus, Museum für Buch und Schrift und als praktisches Anschauungsmittel die Leipziger Messen und die zahlreichen großen buchgewerblichen Betriebe zur Verfügung. — Es ist kein Zufall, dass eine Publikation wie das *Literarische Zentralblatt für Deutschland* gerade in Leipzig in der Lage ist, durchschnittlich innerhalb weniger Wochen nach ihrem Erscheinen umfassend über die wissenschaftlichen Buch- und Zeitschriftenveröffentlichungen des *gesamten deutschen Sprachgebietes* zu berichten, da diese Neuerscheinungen lückenlos der Deutschen Bücherei in Leipzig zufließen.

Bei einer derartigen Zusammenfassung des deutschen Buches an einem Platze erscheint eine Fülle von Anregungen und Initiative für jeden Verleger als notwendige Folge. Propaganda- und Absatzmöglichkeiten, die sich in einer ungewöhnlich zusammengedrängten Mannigfaltigkeit bieten, sind rasch zu überblicken und erleichtern jegliche Beschlussfassung.

Gewiss sind die geschilderten Vorteile nicht das Ausschlaggebende für eine Verlagstätigkeit. Weit schwerwiegender ist die Durchführung und Pflege der Verlagsidee, deren Festigung und Entwicklung. Maßgeblich hierfür wird stets die Persönlichkeit des Verlegers und seine Einstellung zum Geistesleben seiner Zeit sein. Die Frage des Verhältnisses des Autors zum Verlage ist eine durchaus übernationale, subtile, ebenfalls ganz auf die Persönlichkeit des Verlegers gestellte Angelegenheit, deren Behandlung mir über den Rahmen der Frage «reichsdeutscher oder schweizerischer Verlag» hinauszugehen scheint.

Es würde der Darstellung meiner Auffassung ein gewichtiges Moment fehlen, wenn sie nicht betonen würde, dass in deutsch-

sprachigen Gebieten leider Unkenntnis darüber verbreitet ist, welche bedeutsame Stelle die Schweiz im deutschen Geistesleben einnahm und einnimmt. Das deutsche Kulturganze hat der Schweiz Unabschätzbares zu danken. Der mangelnden Kenntnis in dieser bedeutenden Frage bemüht sich Prof. Harry Maync in seiner « Sammlung von Darstellungen und Texten »: *Die Schweiz im deutschen Geistesleben* entscheidend abzuhefen.

Leipzig

ppa. *H. Haessel Verlag*
Fritz Eckardt

*

Uns scheint, dass der Hauptgrund für die Tatsache, dass die Schweizer Autoren ihre Werke mit Vorliebe in reichsdeutschen Verlagen erscheinen lassen, durch die ältere Verlags-tradition und die Existenz größerer Verlagshäuser in Deutschland zu erklären ist. Der Schweizer literarische Verlag ist ja noch verhältnismäßig jungen Datums und deshalb bei den Autoren noch nicht so eingeführt, wie es die deutschen Verlage sind.

Das scheint uns der wichtigste Punkt der Angelegenheit zu sein. Vielleicht muss man auch noch berücksichtigen, dass der größte Teil der Käufer deutschsprachiger Bücher in Deutschland wohnt.

Hochachtungsvoll

Berlin W., Bülowstr. 90

S. Fischer, Verlag A.-G
Kayser

*

Ihre Anfrage vom 11. cr. könnten Ihnen wahrscheinlich die schweizerischen Autoren am besten selbst beantworten. Sie (die Autoren) werden gefunden haben, dass es für sie vorteilhafter ist, ihre Werke einem Verlag innerhalb des größten Absatzgebiets zu übergeben als einer Firma in der durch Zoll- und Portogrenzen doch etwas abgeschlossenen Schweiz. Und damit gehen sie nicht fehl, wenn es sich nicht um Werke handelt, die ihrem Inhalt nach vorwiegend für schweizerische Leser bestimmt sind.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
G. Feller F. Eschmann

* * *

Meine Erlebnisse mit Schweizer Verlegern sind durchweg negativ. Da ich aber schon oft dafür angefochten wurde, dass ich in Deutschland verlege, und der Forderung begegnete, dass ein Schweizer Dichter auch in der Schweiz zu *verlegen* habe, will ich offen mitteilen, « wie es kam ». Als ich anfang, gab es in der Schweiz eigentlich nur einen Verlag, der in Betracht kam, und das war der altangesehene Verlag Huber in Frauenfeld. Ich weiß nun nicht mehr, welche Arbeit ich ihm einsandte, jedenfalls bekam ich sie, als junges Dichtergemüse, das ich noch war, unter offenkundiger Suspendierung der sonst bei Ablehnungen gebräuchlichen Vorsichten und Höflichkeiten zurück und mit einer verweisenden Kritik versehen, deren demokratisch offener Ton mir noch heute als traurer Heimatsklang im Gehör schwebt. Dazu ward mir der gute Rat gegeben, die Geschichte meiner Walz zu schreiben, die Huber mir sofort verlegen wolle. Das wird so im Jahr 1903 oder 04 gewesen sein. Um die bestellte Geschichte meiner Walz zu gestalten, fühlte ich mich noch lange nicht reif genug; wie man weiß, ist sie erst im Jahr 1910 im Buch erschienen als *Konrad Pilater*, und zu ihrer endgültigen Gestalt als Neuausgabe im Jahr 1923 gekommen. Die Begegnung mit dem Verlag Huber hatte mir aber wenigstens klar gemacht, dass ich die Forderungen seines strengen Lektors kaum jemals würde erfüllen können, und als bescheidener Mensch, der ich trotz meines gegenteiligen Leumundes bei manchen Leuten bin, wandte ich mich mit den *Irrfahrten*, meinem ersten Roman, gleich nach Deutschland.

Mit schweizerischer Tradition einmal beladen, obwohl auch dies manche Leute von mir anders behaupten, versuchte ich mich zuerst noch mit einem Kompromiss, indem ich mein säuberlich handgeschriebenes Manuskript zuerst dem Gottfried Keller-Verlag und dann dem Conrad Ferdinand Meyer-Verlag bescheidenlich anbot, um in beiden Fällen ziemlich bald ein betrübtes Wiedersehen zu feiern. Diese Ablehnungen geschahen immerhin in solchen Formen, die weder eine Demütigung noch eine unstatthafte Aufforderung oder Einladung für mich enthielten. In meinen moralischen Beständen nicht angegriffen, wandte ich meine Unternehmung dem Wilhelm Raabe-Verlag zu, da man mir gesagt hatte, dass ich außer mit den

großen Schweizern auch noch mit diesem Niedersachsen verwandt sei. Der Verlag schien das aber nicht zu finden, und der Titel *Irrfahrten* gewann allmählich eine ominöse Bedeutung für mich. Außerdem bekam ich's nun mit der Angst, und da es für einen ängstlichen Menschen gleich ist, ob er einen oder zwei Meter hoch springt, so dachte ich: « Kannst's jetzt, da alles gleich ist, auch einmal mit dem Verlag S. Fischer probieren! » Vierzehn Tage später zappelte ich als jüngster und grünster Fisch im literarischen Netz dieses Unternehmers, der nun leider weder eine schweizerische noch eine streng deutsche nationale Tradition hatte, und zu Weihnachten konnte ich mit meinem Bild im Verlagskatalog liebäugeln. Das ist der Hergang.

Versagt habe ich mich nie einer schweizerischen Anforderung gegenüber. Als Huber in Frauenfeld sich später um die Überlassung einer Novelle für seine Schweizer-Sammlung bei mir einstellte, verwandte ich mich sofort bei S. Fischer für ihn, und machte ihm die *Goldene Fratze* unter dem Titel *Frau Stüssy und ihr Sohn* frei. Mit einem Züricher Verlag kam eine Sammlung schweizerischer Kernworte von Zwingli, Pestalozzi und so weiter nicht zustande, weil mir seine Gegenleistungen nicht hinreichend schienen. Eigene Produktion stand nicht in Verhandlung. Dass meine *Schweizer Geschichte* ebenfalls nicht in der Schweiz, sondern im Reich heraus kam, beruht darauf, dass ich den Auftrag dafür eben nicht von einem Schweizer, sondern von Franckh in Stuttgart bekam, der sich eine ganze Reihe von europäischen Geschichtsdarstellungen vorgenommen hatte. Alles in allem: nie habe ich ein ernsthaftes Verlagsangebot von einem Schweizer Verleger bekommen, das geschäftlich über den Vertrieb einer Novelle hinaus gegangen wäre.

Aber jetzt werde ich ein ernsthafter Belastungszeuge für den Schweizer Verlag und ein Entlastungszeuge für mich selber. Gegen das Ende des Krieges und mit dem Beginn des Nachkrieges sah ich immer deutlicher ein, dass beim kritischen Stand des ganzen deutschen Verlagswesens S. Fischer entschlossen zur einseitigen Ausbeutung seiner alten Stammautoren und zum Vertrieb von bombensichern Gesamtausgaben überging. Bei einer solchen Wendung konnte für die Autoren nach Ger-

hart Hauptmann wenig mehr übrig bleiben. Ich sah dem Verleger geschäftlich und persönlich nächststehende Dichter jahrelang auf den Druck ihrer Manuskripte warten, und da ich, der ich schon seit einiger Zeit ihm immer ferner gerückt war, nicht meine besten Jahre an seine geschäftliche Verstimmung verlieren wollte, löste ich als erster mein Verhältnis zu ihm und suchte einen Verleger, der auf dem Standpunkt stand, dass auch der Autor leben müsse. Nach einer Interimslösung mit einem weder geschäftlich noch literarisch bedeutenden Verlag, die mir über zwei schwere Jahre hinweg half, ging ich eine neue Verbindung mit dem großen Verlagsunternehmen ein, dessen Autor ich jetzt bin. Beide Beziehungen wurden perfekt nach einem einzigen kurzen Gespräch, obwohl es sich in beiden Fällen wegen der Übernahme meiner gesamten Produktion um sehr große Marksummen handelte. Diesen Umbau habe ich aber nicht vollzogen, ohne das Geschäft einigen Schweizer Verlegern angeboten zu haben, die es mit Frankenwährung außerordentlich wohlfeil machen konnten. Nun, sie machten es nicht. Welche waren bereit, mein neuestes Buch zu verlegen; aber um den Preis der Übernahme meiner ganzen Produktion, die ich zur Bedingung machte, und der Neuauflage aller längst vergriffenen Werke war ich ihnen zu teuer. Bei deutschen Verlegern, mit denen ich dieserhalb verhandelt hatte, begriff ich das; bei den Schweizer Herren wunderte es mich etwas. Heute finde ich — und jetzt werde ich wieder Entlastungszeuge —, dass sie Recht hatten, und dass mir mit einem solchen Abkommen wohl am wenigsten gedient gewesen wäre, da gerade es einen sehr tragbaren Untergrund und einen Geschäftsbetrieb verlangte, der mit großen Verhältnissen rechnete.

Dieser Unterschied wird in der gleichen Relation wohl auch immer bestehen bleiben. Zu Gottfried Kellers Zeiten hatte die Schweiz keinen sichtbaren Verlag, und Deutschland hatte eine Anzahl von partikularistischen Verlegern mit literarischem Ansehen. Jetzt hat die Schweiz partikularistische Verleger von literarischem Ansehen, und Deutschland hat große Verlagsfirmen von Weltruf. Die Schweiz will für sich bleiben und zahlt die Kosten für die kulturelle Absonderung mit einem Abgang an kultureller Großwirkung. Das schweizerische Verlagswesen,

den Kunst- und Musikverlag einbegriffen, ist nun einmal nicht mit der Spitzen- oder Uhrenindustrie gleichzustellen, die in Brasilien ebenso absetzen können wie in Senegambien oder China. Bei der vielfach ganz entschiedenen Ablehnung deutscher Kulturstimnungen und Geschichtsinhalte durch die Schweizer Öffentlichkeit ist es begreiflich, dass die Aufmerksamkeit des deutschen Bücherkäufers nicht zuerst nach schweizerischen Verlagswerken gerichtet ist. Dazu kommt die Überlieferung, dass allgemein belangende Kulturgestaltungen aus der Schweiz seit Gotthelfs Tagen eben auf dem großen deutschen Markt erscheinen, und dass rein schweizerische Belange von den Schweizer Verlagen gepflegt werden, also in Deutschland nichts angehen. Dies ist das natürlichste Verhältnis von der Welt, das gar nichts problematisches an sich hat, und eigentlich auch keinen ernststen Anlass zu Umfragen geben könnte. Es wird auch niemand daran etwas ändern können, und selbst wenn die deutsche Schweiz nach Gottfried Kellers Worten einmal in den Verband einer großen freien deutschen wirklichen Demokratie als in ihr Mutterhaus zurückkehren würde, bliebe es genau so, wie es jetzt ist: die geistig weitertragenden Publikationen würden in Berlin oder Leipzig oder Stuttgart erscheinen, die rein lokalen als Pflege des eingeborenen Volkstums in Zürich oder Frauenfeld oder Basel. Womit kein Werturteil ausgesprochen sein soll, sondern einfach ein Naturverhältnis festgestellt, welchem bis jetzt Schweizer Verleger und Autoren in schöner Einmütigkeit gefolgt sind, um, blind ihrer Witterung vertrauend, wie das Maultier im Nebel ihren Weg zu finden. Wir sind nichts für die Schweizer Verleger, und die Schweizer Verleger sind nichts für uns. Aber sonst können wir nichts anderes sagen, als dass wir uns herzlich achten und lieben, und uns einer dem andern immer nur das Beste wünschen.

Rethwisch

Jakob Schaffner

*

Ihre Rund- und Anfrage erwischte mich im verwünschtesten Moment: der Koffer war gepackt, die Fahrkarte in der Tasche, die hundert kleinen Angelegenheiten erledigt und abgeschüttelt. Ich witterte schon Frühlingsluft und Ferne — und da kommen Sie mir mit Verlegerfragen!

Aber Ihre Untersuchung ist so lobenswert, dass ich mein Gewissen schlagen höre und mich, längs der dalmatischen Küste hindampfend, an den leicht vibrierenden Schreibtisch setze, um mit einer elenden Feder — Sie sehen, ich habe sie schon mit dem Bleistift vertauschen müssen — die Quintessenz meiner Erfahrungen als Autor und Präsident des Schweiz. Schriftstellervereins punkto Schweizer-Verleger zu Papier zu bringen.

« Von ihnen sprechen ist Verlegenheit », heißt es im *Faust* von den « Müttern ». Mütter möchte man unsere Verleger freilich kaum betiteln. Genug, wenn sie an den ohne ihr Zutun auf die Welt gesetzten literarischen Neugeburten Pflegemutterdienste versehen! Schließlich geschieht es ja meistens auch, aber zaudernd, ohne vollen Glauben und ohne besondere Liebe, als handle es sich eher um unerwünschte Findelkinder als um zukünftige « Könige im Reiche des Geistes ». Zugegeben: die letzteren sind selten genug; zugegeben: viele der Säuglinge wären besser gar nicht zur Welt gekommen (es wird zu viel geschrieben!) — doch mehr von Dilettanten als von Berufsschriftstellern —; zugegeben ferner, dass die reichsdeutschen Verleger auch nur selten perfekte Pflegemütter sind und ihre Fürsorge unseren Geschöpfen nicht immer zur Prosperität verhilft.

Bei allen Einschränkungen und Ausnahmen bleibt doch festzustellen: wir setzen größere Hoffnungen auf den deutschen Verleger; wir glauben dort mehr Rührigkeit und Energie zu finden und sicherlich höhere Möglichkeit, über die engen Grenzen der Heimat hinaus bekannt zu werden. Auch in einem großen deutschen Verlagshaus « gehen » nicht alle Bücher; aber die Chancen eines durchschlagenden Erfolges sind größer. Woraus sich das erklärt? Wohl aus der bessern Organisation, der systematischeren und reicheren Propaganda. Es ist an sich schon eine Empfehlung, bei einer der angesehenen deutschen Firmen verlegt zu werden; der Kritiker wird sich öfter und williger mit ihren Publikationen beschäftigen, als mit denen wenig bekannter Verleger, denen eine deutliche Physiognomie fehlt. Und das scheint mir ein Hauptnachteil unserer einheimischen Firmen: sie haben zu wenig Programm und Gepräge; sie verlegen bald dies, bald das, oft schaut es sich an wie Kraut

und Rüben. Man kann nicht Schulbüchern, Romanen, Erbauungsschriften und bildender Kunst zugleich gerecht werden; es fehlt an Spezialisierung und Konzentration. Und vor allem an bestimmtem Willen und Initiative; unsere Verleger lassen die Autoren an sich herankommen; die deutschen suchen sie auf und treten weit häufiger mit einer Anregung, einem Projekt an uns heran. Man bekommt z. B. von reichsdeutscher Seite den Auftrag, eine helvetische Anthologie, eine Schrift über C. F. Meyer zu publizieren.

Ich kann nicht einsehen, warum die Schweizerverleger durch die Situation benachteiligt sein sollten; mir scheint, den Ausschlag geben gewisse Qualitäten, mit denen in Gottes Namen unsere nördlichen Nachbarn auch auf anderen Gebieten gesegneter sind als wir, und ich hoffe, die Schweizer (und Österreicher) Verleger werden von den reichsdeutschen lernen. Sie haben in den letzten Jahren schon damit begonnen; mag uns schließlich auch der große repräsentative Schweizer-Verlag werden (oder deren zwei oder drei)! Denn darüber kann kein Zweifel walten: wir Schweizer Autoren wünschen ihn sehnlich, und unter annähernd gleichen Bedingungen werden wir ihm vor dem ausländischen den Vorzug geben.

Aber, Herr Redaktor, Ragusa ist in Sicht! Davor verblassen selbst die eben geäußerten Wünsche. Mein Interesse am einheimischen Verlagswesen schrumpft angesichts dieses anmutigen und fremdartigen Wunders, das aus den Fluten taucht, zusammen; denn nicht auf Verleger — auf Musa reimt sich Ragusa.

Ihr ergebener *Robert Faesi*

Präsident des Schweizerischen Schriftstellervereins

*

Ich vermag die Tatsache, die zu Ihrer Rundfrage geführt hat, nicht besonders tragisch zu nehmen. Der Ehrgeiz, die Bücher schweizerischer Autoren mit dem Namen eines einheimischen Verlages bedruckt zu sehen, stammt aus dem Bewusstsein unserer kulturellen Eigenart oder aus dem Bestreben danach. Aber hat es denn unserer Literatur, der geistigen Repräsentantin dieser Eigenart, etwas geschadet, dass Keller, Meyer und Spitteler ihre Werke in Deutschland verlegten, und

wird ihr daraus ein Unheil erwachsen, dass jüngere Autoren es wieder tun? Nun, davon hängt alles ab, während das Ansehen der Verlagshäuser eine mehr private als kulturelle Angelegenheit ist. Natürlich kann sich ein Schweizer Verleger um die Literatur seines Landes verdient machen, wir werden uns freuen und ihm alle Achtung bezeugen, wenn er es tut; unterlässt er es aber, dann unternimmt es eben ein Deutscher, wobei dieser Literatur nicht schlechter geholfen ist. Außerdem möge man bedenken, dass das Merkmal schweizerischer Art über den Wert eines Werkes ebenso wenig aussagt wie etwa die Marke des Deutschtums, ja dass sie im Gegenteil häufig genug dazu verführt und verführt hat, künstlerische Mängel zu entschuldigen. Wenn ein Schweizer Verleger mit einheimischen Autoren unter der nationalen Flagge in die Welt hinaussegelt, wird auch die Mittelmäßigkeit vergnügter mitfahren und, auf Kosten unseres literarischen Ansehens, ein hartnäckigeres Dasein fristen, als wenn sie weniger verheißungsvoll bewimpelt ist. Es kommt freilich drauf an, ob man ihr ein solches Recht zugestehen will oder nicht.

Meinrad Inglin

*

Seit einigen Monaten haben sich die Verhältnisse auf dem Buchmarkt stark verändert. Mit der Einführung der Goldmark ist das Buch in Deutschland teurer geworden, als es hier ist. Die Ausfuhrschwierigkeiten sind zum größten Teil weggefallen; die Druckkosten sollen in der Schweiz niedriger sein als draußen. Wird nun der inländische Verleger seine Tätigkeit wieder aufnehmen, und wird der schweizerische Schriftsteller ihm von nun ab seine Bücher wieder anvertrauen?

Die zweite Frage ist einfacher zu beantworten, als die erste. Der Schweizer Schriftsteller wird seine Bücher dann dem Schweizer Verleger überlassen, wenn er ihm die gleichen Vorteile bietet, wie der deutsche. Das klingt vielleicht wenig vaterländisch, aber um so kaufmännischer. Der Schriftsteller musste während der letzten Jahre so elend durch, dass er Verständnis für die Realitäten des Lebens bekommen hat. Es ist ihm zudem auch bekannt, dass Meyer, Keller und Spitteler ihre Bücher

in Deutschland verlegt haben, und dass sie deshalb keine schlechten Eidgenossen gewesen sind. Vielleicht gibt es aber auch Autoren, die gar nicht so sehr darnach fragen, ob sie gute Schweizer seien oder nicht, sie wollen nur gute Menschen sein und da genügt es, ihnen wenn sie sich mit dem Volke ihrer Sprache verbunden wissen.

Und doch ist es sicher, dass auch der internationalste, oder sagen wir wieder der menschheitlichste Schweizer Dichter seine Bücher am liebsten einem Schweizer Verleger geben würde. Es ist ihm viel angenehmer, wenn seine Werke in seiner Nähe zur Welt gebracht, als wenn sie irgendwo in Sachsen gedruckt, gebunden und gelagert werden. Trotz seiner in den letzten Jahren neu erlernten Geschäftlichkeit ist er eben immer noch ein wenig sentimental, er hat ein persönliches Verhältnis zu seinem Buche, er liebt es, so wie er alle Dinge liebt, und möchte ihm deshalb nahe sein. Der inländische Verleger hat noch andere Vorteile, man kann mit ihm reden, man kann seine persönlichen Wünsche ungezwungen bei ihm anbringen, man kann ihn auch einmal um einen Vorschuss bitten. Vor allem braucht man ihm keine Geschäftsbriefe zu schreiben.

Doch abgesehen von all diesen vielleicht nebensächlichen Vorteilen, die der inländische Verlag bietet, ist er für den schweizerischen Schriftsteller in vielen Fällen einfach eine Notwendigkeit. Er allein verlegt Bücher, die in der Mundart geschrieben sind, er allein druckt Manuskripte, die sich mit Fragen beschäftigen, die nur die Schweiz und ihr Volk angehen. Ohne Schweizer Verleger wäre ein heimatliches Schrifttum unmöglich, ohne Schweizer Verleger könnte Innigstes nicht geschaffen und umsorgt werden. Mit Heimatbüchern und innerpolitischen Schriften pflegen die Verleger aber keine großen Geschäfte zu machen. Oft werden sie nicht einmal auf ihre Kosten kommen, es sei denn, dass sie die Honorare der Verfasser möglichst beschneiden. Mit anderen Worten: der Schweizer Verlag wird sich nur dann halten können, wenn er unter seinen Veröffentlichungen auch Romane und Novellen führt, die im ganzen Sprachgebiet Absatz finden.

Die meisten schweizerischen Verlagshäuser sind zu klein, in erster Linie haben sie in ihrem Geschäfte zu wenig Kapital

investiert. Kapital aber braucht ein Verlag, wenn er sich über ganz Deutschland, Österreich und die Schweiz ausdehnen will. Will ein Verlag Erfolg haben, dann muss er viele Bücher verlegen und unter diesen muss er eine Reihe von Werken hervorragender Autoren haben. Viele Bücher und gute Namen genügen aber immer noch nicht, es muss noch eine intensive Reklame hinzukommen. Nun ist es klar, dass die Reklame für mehrere Werke nicht teurer zu stehen kommt als nur für wenige. Je größer der Verlag, desto geringer sind also die Spesen für das einzelne Buch. Jedes abgesetzte Exemplar ist zudem eine Reklamemöglichkeit für alle anderen Drucke der gleichen Firma. Ein einziger «Schlager» macht einen Verlag bekannt und empfiehlt alle andern Werke, die denselben Verlagsstempel tragen. Also Kapital braucht ein Verleger. Warum schließen sich nicht ein paar Schweizerfirmen zu einem Unternehmen zusammen?

Es fehlt unseren Verlagshäusern aber noch etwas anderes. Es fehlt ihnen oft der rechte Leiter. Der Verleger von Natur ist eine ganz besondere Spezies des homo sapiens. Er ist eine Mischung von Kaufmann und Künstler, von Kapitalist und Bohémien. Er muss mit Bankdirektoren und Unternehmern so gut verkehren können wie mit Dichtern und Kritikern. Er muss alle geistigen Strömungen und ihre Träger kennen; er muss instinktmäßig fühlen, was das Publikum will, bevor es sich selber darüber klar geworden ist. Nur geistige und wirtschaftliche Beweglichkeit zugleich werden einem Verleger Erfolge bringen. Vielleicht ist dieser Typus in der Schweiz besonders selten. Vielleicht haben die Geldgeber aber auch nicht den Mut, einem solchen Manne die Leitung ihrer Geschäfte anzuvertrauen. Es kann eben vorkommen, dass er einem Kritiker handgeschriebene Briefe schickt und vollständig vergisst, sie zu kopieren; es kann auch vorkommen, dass mit einem Schriftsteller einen ganzen Nachmittag im Café sitzt. Und dafür haben unsere rechtschaffenen Geschäftsleute wenig Sinn.

Unsere Verlage haben im allgemeinen auch keine Eigenart. Eugen Diederichs, Bruno Cassirer, C. H. Beck, Georg Bondi, Kurt Wolff, H. Haessel, S. Fischer, Georg Müller, Insel-Verlag, Union Deutsche Verlagsgesellschaft, das sind nicht nur Ver-

leger- und Firmennamen, diese Bezeichnungen bedeuten mehr, oft eine ganz bestimmte Welthaltung. Der Schriftsteller liebt solche Eigenart. Er vertraut sein Werk gern einem Verleger an, der sich aus innerster Überzeugung für dasselbe einsetzt, der mit ihm arbeitet, und der ihn mit Menschen seines Geistes zusammenführt.

Der Verleger muss auch etwas wagen. Er muss rasch erkennen können, ob ein Manuskript etwas taugt. Das merkt man ja meistens schon, wenn man die ersten fünfzig Seiten gelesen hat. Ein Schweizer Verleger beklagte sich kürzlich, dass ein Schweizer Autor von ihm abgesprungen sei. Ich ging der Sache etwas nach. Der Schweizer hatte das Manuskript vier Monate liegen lassen, der Deutsche las es in einer Nacht durch, erklärte dem Verfasser am nächsten Morgen in einem Expressbrief die Annahme und bezahlte ihm schließlich noch $2\frac{1}{2}\%$ mehr. Rasche Entschlossenheit kann sicher auch zu Verlusten führen. Der Verleger muss sie dann zu verschmerzen wissen, wenn er die Überzeugung hat, dass das Buch, das ihn zu Schaden gebracht hat, literarisch wertvoll ist. Ja, er muss sich sogar dazu entschließen können, solche Werke in seinen Verlag aufzunehmen, wenn er schon zum vornherein weiß, dass er mit ihnen nichts verdienen wird. Die Zierde wird sich sicher eines Tages in klingendes Gold ausmünzen lassen. Der Verfasser wird sich durch die großzügige Geste so verpflichtet fühlen, dass er ihm ein späteres, zügigeres Werk anbietet. Vor allem aber werden die literarisch bedeutungsvollen Werke den Ruf des Verlages heben und werden ihm damit nicht unbedeutende kaufmännische Vorteile bieten.

Der Schriftsteller braucht also den wirtschaftlich starken, auf breitester Basis arbeitenden, von einer energischen und ausgeprägten Persönlichkeit geleiteten schweizerischen Verlag, mit ganz bestimmter Eigenart. Von ihm erwartet er nicht nur eine Besserung seiner wirtschaftlichen Lage, er wünscht ihn sich auch aus kulturellen Gründen. Er wird ihm sicherlich seine Werke mit Freuden anvertrauen. Doch ihn neu zu schaffen oder aus den schon vorhandenen Anfängen herauszuarbeiten, ist Sache der Verleger.

Karl Naef,

Sekretär des Schweizerischen Schriftstellervereins